

# Die Gartenlaube



Aufn. Brockhus, Bremen



# Vom Ohr zum Herzen

**P. A. Hamburg.** Auf die Wiedergabe Ihres Briefes muß ich verzichten und kann Ihnen leider auch nur kurz antworten, da das von Ihnen genannte Thema in einer schriftlichen Aussprache und nur auf Grund eines Briefes nicht zu beurteilen ist.

Ich möchte Ihnen deshalb raten, sich einmal mit einem tüchtigen Frauenarzt ganz ehrlich auszusprechen. Fälle, wie der von Ihnen geschilderte sind weit öfter heilbar, als man gewöhnlich annimmt. Man muß nur den Mut haben, die verständliche Scheu zu überwinden und an richtiger Stelle über die Schwierigkeiten sprechen.

**Bervollkommen.** Sie sind 22 Jahre alt und mit einem etwas jüngeren Mann eng befreundet. Da es verfrüht wäre, schon jetzt für die Zukunft bindende Entschlüsse zu fassen, sind Ihnen Zweifel gekommen, ob es Zweck hat, die Beziehungen weiter zu pflegen, oder nicht.

Das von Ihnen genannte Übereinkommen finde ich sehr vernünftig und würde es für verkehrt halten, wenn Sie jetzt jede Beziehung abbrechen würden. Versuchen Sie, die Kameradschaft auch weiterhin zu erleben als das, was sie ist: eine reine, sehr herzliche Freundschaft, durch die Sie beide reicher werden, die aber nicht durch gemeinsame Zukunftspläne belastet werden kann und soll. Eine derartige Bindung von Ihnen wäre bereits auch eine Verpflichtung für den Mann, die er in seinem Alter noch gar nicht tragen kann, und gegen die sich sein Instinkt wehrt. Kameradschaft im besten Sinne könnte es sein; aber eines gehört freilich dazu: daß Sie die Herrschaft über Ihr Herz behalten und nicht Ihren Wünschen entsprungenen Selbsttäuschungen verfallen.

**E. B.** Sie übersandten mir zwei graphologische Gutachten und möchten meine Meinung darüber hören, ob ich die Eheausichten für die Betreffenden danach für günstig halte.

Für bedenklich halte ich in diesem Fall den geringen Altersunterschied, und ich kann mir die Beziehungen nur dann als glücklich vorstellen, wenn in der Frau zu den genannten Eigenschaften noch eine gute Anpassungsfähigkeit kommt, die gegenüber einem sehr egozentrischen Mann besonders nötig ist. Es fragt sich auch, ob ein solcher auf die Dauer die innere Bereitwilligkeit hat, seine eigenen Kräfte einzusetzen, um die erwähnten Depressionen und Mutlosigkeit in der Frau zu bekämpfen. Bei einem Gatten, der sehr auf sich eingestellt und beruflich ehrgeizig ist, wird die Ehefrau auf sich selbst angewiesen sein. Sie braucht deshalb unbedingt eine größere Selbstständigkeit. Diese im Einklang zu halten mit der obengenannten Anpassungsfähigkeit, wird keine leichte Aufgabe sein. Gute Möglichkeiten der Ergänzung sind gegeben. Ich würde allein angesichts eines graphologischen Gutachtens weder zu- noch abraten, angesichts der tiefgehenden Veränderungen, die eine echte und schöpferische Liebe im Menschen bewirken kann und deren Entwicklung sich nicht vorausschätzen läßt.

**Mutter Anna Maria.** Sie haben eine einzige Tochter, die seit früher Jugend im Beruf steht. Um dem sehr strebsamen und gewissenhaften Mädchen eine Freude zu machen, besuchen Sie mit ihr ab und zu kleine Geselligkeiten. Ihr Mann will davon nichts wissen und wirft Ihnen Vergnügungssucht vor.

Ich stimme Ihrer Meinung vollkommen bei: Jugend gehört zu Jugend, und Sie erfüllen Ihre Mutterpflicht, wenn Sie Ihrer Tochter Freude und Anregung durch Altersgenossen vermitteln. Der Widerstand Ihres Mannes ist mir unverständlich, um so mehr, als ihm ja keine Kosten durch die Vergnügungen erwachsen. Der Furcht, der Zeitpunkt sei verfrüht, liegt vielleicht eine falsche Verallgemeinerung zugrunde; Ihre Tochter kann durch Beruf und weil sie von Kind an immer nur mit Erwachsenen zusammen war, reifer sein als manches den Jahren nach ältere Mädchen. Es müßte Ihrem Mann eine Beruhigung sein, daß seine Tochter in Gesellschaft der Mutter Geselligkeit besucht; würde das Mädchen in ihrem berechtigten Bedürfnis nach Anschluß an Altersgenossen allein sich seine Kreise suchen, könnte es

weniger harmlos werden. Wenn Ihr Mann nach fünfundzwanzigjähriger Ehe und treuer Lebensgemeinschaft in Not und Sorge Ihnen Vergnügungssucht als Eribsfeder vom Ganzen vorwirft, ist das sicher ungerecht und lieblos.

**Ingeborg, Siden.** Sie sind Vollwaise und leben seit vielen Jahren im Ausland bei Verwandten.

Vor einiger Zeit haben Sie einen Herrn kennengelernt, zu dem Sie eine tiefe Neigung faßten; aus verschiedenen Gründen jedoch werden Sie ihn nie heiraten können. Zwangsweise begegnen Sie sich immer wieder, sodaß das Leid immer neu aufgewühlt wird.

Ich kann Ihnen nur bestätigen, was Sie selbst fühlen; es kommt darauf an, alles dazu zu tun, daß diese Begegnungen aufhören. Wie die Dinge liegen, ist dies für Sie wirklich nicht einfach, aber ich glaube doch, daß es mit ehrlichem Willen zu erreichen ist. Sie müssen sich nur ganz klar darüber sein, daß es so wie jetzt durchaus nicht weitergehen kann. Sie reiben sich völlig auf. Gesundheit und Lebenskraft steht für Sie auf dem Spiel. Daneben müssen alle anderen noch so gut gemeinten Rücksichten schweigen. Lassen Sie sich von den Erklärungen des Freundes nicht überzeugen! Für ihn als Mann ist es soviel einfacher, notwendige Grenzen einzureißen, Sie als Frau würden die ganze Schwere eines solchen Schrittes zu tragen haben. Ganz gewiß ist das Leid des Abschieds für Sie jetzt groß; aber denken Sie auch daran, daß uns Menschen nun einmal der Traum immer am goldensten erscheint, den wir nicht verwirklichen können. So bitter schwer Ihnen jetzt zu Mut ist — der Tag wird kommen, an dem Sie alles wieder mit anderen Augen ansehen, an dem Sie erfahren, daß es auch für Sie noch Freude gibt!

**Frau Elise.** Sie sind seit kurzer Zeit verheiratet und streiten mit Ihrem Mann wegen des Aufstellens einiger Photographien.

Das mit Photographien überfüllte „Vertiko“, der mit Gruppenaufnahmen symmetrisch bekränzte Flügel soll gewiß nicht wieder aufstehen; gegen das Aufhängen einzelner künstlerisch wertvoller Photographien ist auch vom Standpunkt des strengen Geschmacks jedoch nichts einzuwenden, um so weniger heute, wo die Lichtbildkunst wahre Wunderwerke schafft. Nur vor dem Zuviel soll man sich hüten.

**Anna.** Sie sind im Hause einer Pflegemutter aufgezogen worden, da Ihre eigene Mutter gezwungen war, in Stellung zu gehen, nachdem Ihr Vater im Kriege fiel. Erst jetzt ist Ihre Mutter so gestellt, daß sie wieder ein eigenes Heim hat und ihre Tochter zu sich nehmen möchte. Nun aber ist für Sie der Konflikt da zwischen der Liebe zur Pflegemutter, an der Sie wie ein eigenes Kind hängen, und dem Gefühl für Ihre richtige Mutter, die Ihnen bis jetzt ziemlich fremd geblieben ist.

Das ist wirklich ein schwerer Konflikt, und helfen können Ihnen eigentlich nur die beiden Mütter selber, indem sie ohne Eifersucht ihre Liebe zu Ihnen vereinen, jede die Rechte der anderen in Achtung erkennend. Wenn Ihr eigenes Herz Sie zunächst vielleicht noch stärker zur Pflegemutter zieht, weil die andere, wie Sie sagen, Ihnen ziemlich fremd geblieben ist, so muß ich Ihnen vor allem sagen: Geben Sie Ihrer leiblichen Mutter, indem Sie zu ihr ziehen, Gelegenheit, Ihnen mehr zu werden als fremd! Denken Sie an das viele Leid, das Ihre Mutter durch den Verzicht durchgemacht hat, an die vielen Jahre, die sie in fremden Häusern Dienst getan hat, gewiß immer in der Hoffnung, daß doch einmal der Tag kommen möge, der ihr ihr Kind endlich wiedergibt.

Und auch sie hat für Sie gearbeitet, hat von ihrem bescheidenen Verdienst geschickt, was sie nur schicken konnte. Wenn Sie selbst einmal heiraten und Mutter sein werden, dann erst werden Sie voll begreifen, was Ihrer Mutter das Schicksal durch den Tod des Mannes und die Trennung von dem Kind angetan hat. Und wenn Sie nun auch das Leben Ihrer Mutter teilen, so sollen Sie doch deshalb nicht die Liebe zur Pflegemutter, das Gefühl einer großen Dankbarkeit für alle erwiesene Güte vergessen. Auch andere Mütter sind räumlich von ihren Kindern getrennt; Sie aber können die Pflegemutter besuchen. Nur hat jetzt wirklich an erster Stelle diejenige ein Anrecht auf Ihre Nähe, die Sie in Schmerzen geboren hat und sich seit den ersten Lebenswochen des Kindes bis auf flüchtige Ausnahmetage noch nicht an ihm freuen durfte.

## In der nächsten Nummer bringen wir:

**37 000 Kilometer auf dem Fahrrad**

O. Reisebericht aus Bolivien und Peru von Siegfried Schütze

**Angestellt mit Prokura**

Erzählung von Dr. Ilse Brugger-Masbach

**Pöttgeskanten.** Erzählung von Magdalene Kind mit Zeichnungen von F. Desclabissac

**Frau von eigenen Gnaden?** Roman von Adele Ude

**Der Herr im grünen Rock**

Von Dr. Gustav Renker mit interessanten Aufnahmen

**Es wächst ein schneeweiß Kraut**

Ein Mitternachtsgeschichtchen von Käte Altwallstädt

**Dolfs Schicksalstag**

Erzählung von Ella Lulse Rauch mit Zeichnungen von P. Jaeschke

**Was denkt die Akademikerin über die Ehe?**

Von Dr. Charlotte Meyer

**Mode:** Für Schule und Haus

Umgang mit Stoffmustern

**Küche:** Der Blumentopf als Backform

**Theater und Film**

**Der Radio-Doktor:** Sie spielen zu laut!



# Die Gartenlaube



Berlin, 18. Mai

Begründet 1853

Nr. 20

ILLUSTRIERTES FAMILIENBLATT

1933



„Gorch Fock“, das neue deutsche Segelschulschiff

der Reichsmarine, ist in Hamburg vom Stapel gelaufen. Es stellt den Ersatzbau dar für das im Juli 1932 gesunkene Schulschiff „Niobe“ und trägt seinen Namen zur Ehrung des norddeutschen Dichters Gorch Fock, der als Titel seines Hauptromans das Wort gewählt hat: „Seefahrt ist not!“ Aufn. Jos. Schorer, Hamburg

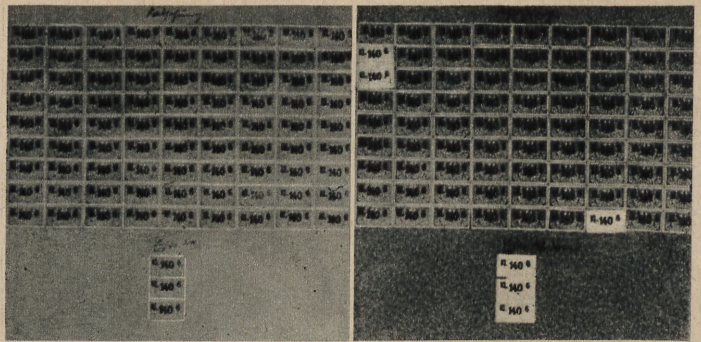


# Photographie des Unsichtbaren

Von Heinrich Kluth

Am 8. Januar 1896 unterrichteten Kabeltelegramme die Welt von der sensationellen Entdeckung eines Würzburger Physikers namens W. C. Röntgen, dem es gelungen war, eine neue Strahlenart zu finden, die feste Stoffe durchdringen sollte. Zum ersten Male sah Röntgen die Wirkungen dieser merkwürdigen und ungewöhnlichen Naturerscheinung bei experimentellen Arbeiten in seinem Laboratorium am 8. November 1895, und schon nach sieben Wochen intensiver Arbeit konnte er am 28. Dezember den schriftlichen Bericht, die klassische „Vorläufige Mitteilung“, über die neuen Strahlen dem Vorsitzenden der Physikalisch-Medizinischen Gesellschaft in Würzburg einreichen. Diese Ausführungen wurden in die Sitzungsberichte der Gesellschaft aufgenommen und gelangten von dort aus über den bereits angedeuteten Weg zur Kenntnis der Öffentlichkeit. Allüberall stürzten sich Wissenschaftler und Laien in das von Röntgen mit genialer Hand neueröffnete Zauberland. Ein ungeahntes Arbeiten mit den vom Entdecker benannten „X-Strahlen“ hub an und brachte Überraschungen, die man vormals für ganz unwahrscheinlich gehalten hatte. Mit einem Schlage war es durch diese Strahlen möglich geworden, die unsichtbaren Geheimnisse der Materie zu enthüllen, so daß es nicht weiter verwunderlich ist, wenn sich auch die Karikatur jener Zeit eingehend mit dieser geheimnisvollen Materie beschäftigte.

Jahrzehnte sind die Röntgenstrahlen neben den nicht minder geheimnisvollen Strahlen des Radiums die einzige Möglichkeit gewesen, Dinge zu erkennen, die sonst dem menschlichen Auge verborgen bleiben müßten. Erst in der letzten Zeit ist ein ähnlicher Schritt von nicht geringerer Bedeutung gelungen, der allerdings in der schnellebigen Gegenwart nur in Fachkreisen Aufsehen erregte. Und doch hat sich auch die Karikatur schon damit beschäftigt. So berichtete Diplomingenieur Ilge kürzlich in launiger Weise in einer Sitzung des Bundes der Film-



Mit der Photographie im ultravioletten Licht können ohne Schwierigkeiten Dokumentfälschungen erkannt werden. Die gewöhnliche Tageslichtaufnahme links läßt keinen Unterschied in den Marken erkennen, während die Aufnahme im ultravioletten Licht die echten Marken bedeutend heller erscheinen läßt

Amateure über einen neuen Film, der nicht — wie das sonst in der Photographie üblich ist — „belichtet“, sondern „gedunkelt“ wird. Mit anderen Worten: Bei diesem Filmmaterial sollen nicht die hellen, sondern die dunklen Stellen des Objekts chemisch wirksam werden. Die Hervorrufung des Bildes auf der Schicht soll durch Bestrahlung mit hellstem Sonnenlicht erfolgen. Nun, diese Sitzung, in der noch verschiedene andere phototechnische Neuerungen ähnlichen Charakters bekanntgegeben wurden, stand im Zeichen der Parole „April, April!“, so daß es sich wohl erübrigt, näher auf den Wert der „Erfindungen“ einzugehen. Aber trotzdem haben sie einen durchaus ernsten Hintergrund; denn tatsächlich ist es der phototechnischen Industrie im Laufe der letzten Monate gelungen, ein in jedem Photoapparat brauchbares Plattenmaterial herzustellen, das es gestattet, photographische Aufnahmen „ohne Licht“ zu „belichten“ und somit bei praktisch absoluter Finsternis zu photographieren.

Schon seit Jahren kennt man eine andere Art der Photographie des Unsichtbaren, die in der Öffentlichkeit ebenfalls nur wenig bekanntgeworden ist, die sogenannte U.-V.-Photographie, die Photographie mit Hilfe ultravioletter Strahlen, die wissenschaftlich und kriminalistisch ungeheure Bedeutung erlangt hat. Denn durch die U.-V.-Photographie können Geheimnisse aufgedeckt werden, die dem menschlichen Auge unmittelbar verschlossen bleiben. Ultraviolettes Licht ist bekanntlich sehr kurzwelliges Licht, das außer in Sonnenstrahlen besonders intensiv bei Quecksilber-Quarzlampen, die als sogenannte „Söhnsonnen“ ihre wohlthuende Wirkung ausüben, festgestellt wurde. Dieses Licht hat die eigentümliche Eigenschaft, beim Auftreffen auf Stoffe Lumineszenz- und Fluoreszenzerscheinungen hervorzurufen, die in Form verschiedener Farben sichtbar werden. Farbstoffe, die bei normaler Beleuchtung absolut gleichwertig erscheinen, sehen bei Bestrahlung mit U.-V.-Licht so verschieden



Der Hamburger Hafen bei diesigem Wetter  
(Aufgenommen auf Extrarapidplatte F: 4.5, 1/200 Sekunde)



Dieselbe Aufnahme auf Infrarotplatte unter Benutzung des Rubinfilters (F: 4.5, 1/2 Sek.)





Auch diese Vergleichsaufnahmen (vom Empire State Building in New York aus) belegen deutlich die Fähigkeit der Infrarotplatte, die Undurchsichtigkeit des Dunstes zu entschleiern. Weit entfernt liegende Einzelheiten (Gebäude, Berge usw.), die mit dem Auge gar nicht mehr zu erkennen sind, gibt die Platte mit bisher nicht gesehener Ausdrucksfähigkeit wieder

aus, daß die abweichende Zusammensetzung ohne weiteres erkannt werden kann. Noch empfindlicher als das Auge aber ist die photographische Platte, die selbst da noch, wo das Auge versagt, im U.-V.-Licht Dinge registriert, deren Erkenntnis wertvoll ist. So ist es der Kriminalistik mit diesem technischen Hilfsmittel schon oft gelungen, in der Kleidung von Verbrechern Blutflecke zu erkennen und so im Interesse der Öffentlichkeit wünschenswerte Aufklärungen zu geben. Ungeheuer wichtig ist die U.-V.-Photographie für die Erkennung von Fälschungen wichtiger Dokumente geworden. Falschgeldscheine, nachgeahmte Brief- und Invalidenmarken, die mit bloßem Auge als solche nicht erkennbar sind, können mit der U.-V.-Photographie ohne Schwierigkeiten nachgewiesen werden.

Hierbei handelt es sich — wie bei der Röntgenphotographie, auf die in diesem Zusammenhang nicht näher eingegangen werden soll — um die Auswertung künstlich erzeugter Strahlenarten. Anders ist es mit der in letzter Zeit zu größter Vollkommenheit ausgebauten Infrarot-Photographie, die mit überall vorhandenen Strahlen arbeitet und dabei Dinge erkennen läßt, die dem normalen Auge verborgen bleiben.

Wie aus der Lehre von der Optik bekannt ist, erhält man bei der Brechung des Lichtes mit Hilfe eines Prismas das Farbenspektrum, das sich sowohl nach der blauen als auch nach der roten Seite über den sichtbaren Teil hinaus ausdehnt. Das unsichtbare Blau gehört zum ultravioletten Bereich, der von Materie sehr schnell verschluckt wird, während das unsichtbare

Rot als Infrarot Eigenschaften hat, die in gewisser Beziehung denen der Röntgenstrahlen gleichen. Allerdings ist ihre Durchdringungsfähigkeit wesentlich geringer, jedoch stark genug, um in Dunst und Nebel kaum einen Widerstand zu sehen. Lange ist dem Physiker diese Eigenart der Infrarotstrahlen bekannt, deren Nachweis mit komplizierten physikalischen Instrumenten geführt werden konnte, aber erst in letzter Zeit ist es möglich geworden, photographische Platten herzustellen, die auf diese Infrarotstrahlung reagieren. Als erster erkannte 1873 der deutsche Forscher H. W. Vogel die Möglichkeit, die Lichtempfindlichkeit

Ein von der Infrarotplatte in völlig dunklem Raum überraschter Einbrecher. (Momentblitz hinter Schwarzfilter F: 4.5)





der Platten in eine Farbenempfindlichkeit umzuwandeln, indem er der Schicht gewisse Farbstoffe zusetzte, weil er erkannt hatte, daß bei der Lichtempfindlichkeit photographischer Platten nicht nur die Lichtabsorptionsfähigkeit der empfindlichen Silbersalze selbst, sondern auch die Lichtabsorptionsfähigkeit beigemengter Substanzen eine wichtige Rolle spielt. Durch Ausbau dieser Erkenntnis ist nicht nur überhaupt die Möglichkeit der Farbenphotographie technisch gegeben, sondern auch die Herstellung von Platten möglich geworden, die außer den Lichttonwerten auch die Farbtonwerte richtig wiedergeben. Durch weiteren Ausbau dieser Methode ist es nun sogar gelungen, photographische Platten für den infraroten Teil des Spektrums empfindlich zu machen. Die lichtempfindliche Schicht dieses Materials reagiert also auf Lichtstrahlen, die für das Auge unsichtbar sind, erschließt Erkenntnisse, die mit anderen Mitteln nur schwer gewonnen werden können.

Mit den von der Agfa hergestellten Infrarotplatten lassen sich bei völliger Finsternis sogar — Blitzlichtaufnahmen machen. Das



Eine bei normalem Licht gemachte Aufnahme zeigt kleine Pupillen, weil die Anpassungsfähigkeit des Auges wie bei einem photographischen Apparat den Lichtzutritt automatisch auf ertragbare Stärke abblendet . . .



. . . während in einem für das menschliche Auge finsternen Raum die Photographie auf Agfa-Spezialplatte Nr. 810 deutlich die in der Dunkelheit geweiteten Pupillen erkennen läßt (Belichtung 2 Sek.)

klingt paradox, hat aber durchaus seine Berechtigung. Denn — wie aus den vorhergehenden Ausführungen ersichtlich — auch die Infrarotphotographie erfordert noch bestimmte Strahlen, die natürlich bei absoluter Finsternis nicht vorhanden sind. Diese Strahlen erzeugt man mit Hilfe besonderer Blitzlicht oder N-Nitralampen, die durch für normales Licht undurchlässige Scheiben (schwarzes Glas) abgedeckt sind. Da das Infrarot durch diese Scheiben hindurchdringt, kann man in seinem Licht unsichtbar photographieren. Versuche, dieses neue Gebiet

der Technik der Kriminalistik nutzbar zu machen, haben sich als durchaus brauchbar erwiesen. In der Reihe unserer Abbildungen ist ein auf diese Weise unsichtbar photographierter Schaufenstereinbruch dargestellt. Daß die Dunkelphotographie tatsächlich möglich ist, beweisen unsere gegenübergestellten Abbildungen photographierter Augen. An der Größe der Pupille erkennt man deutlich, daß die eine Aufnahme bei Licht, die andere bei Dunkelheit hergestellt worden sein muß.

Einen weiteren unerhörten Fortschritt stellt die Infrarotphotographie für die Durchdringung des Nebels und gewisser Dunstschichten dar. Da die Infrarotstrahlung weder vom Nebel noch vom Dunst sehr behindert wird, ist ohne weiteres einzusehen, wie es mit ihrer Hilfe möglich sein muß, selbst bei diesigem Wetter Landschaftsaufnahmen von unerhörter Plastik zu machen. Unsere Bilder aus dem Hamburger Hafen und aus New York zeigen das so deutlich, daß es sich erübrigt, näher darauf einzugehen. Dabei bewegen sich die Belichtungszeiten noch immer in Bruchteilen von Sekunden, so daß also sogar Momentaufnahmen möglich sind. Diese Bedeutung der Infrarotphotographie ist zu-



Eine interessante Aufnahme von New York auf Infrarot-Platte. Links wieder die normale Vergleichsaufnahme





erst von der Luftfahrt erkannt worden, die häufig gezwungen ist, auch bei ungünstigem Wetter für Aufklärungszwecke Bildaufnahmen zu machen.

Einen Nachteil hat allerdings die Infrarotplatte: sie gibt die Farbwerte nicht naturgetreu wieder. Da die Hauptempfindlichkeit in einem bestimmten Spektralbereich liegt, müssen ihr — sogar in verstärktem Maße — dieselben Nachteile anhaften, die der alten unorthochromatischen Platte anhafteten. So kommt es, daß zum Beispiel das frische Grün der Bäume und Sträucher auf dem Positiv weiß erscheint. Außerdem muß bei der Aufnahme ein Spezialfilter verwendet werden, um die kurzwelligen Strahlen des Spektrums von der Schicht fernzuhalten. Die chemische Verarbeitung der Platten erfolgt in der üblichen Weise, muß allerdings infolge der starken Rotempfindlichkeit bei absoluter Dunkelheit durchgeführt werden.

# Der Liebe seltsam Rätselspiel

Erzählung von Alfred Hein

Es gab kaum grundverschiedenere Menschen als Vera und Konrad Witte. — Vera war völlig Kind, als sie sich verlobte; Konrad, zehn Jahre älter als sie, Professor der Philosophie, ein durchgeistigter Mann, der durch nichts mehr überrascht werden konnte und frühzeitig sich schon der großen Einsamkeit bewußt war, die auf dem Grunde des tiefsten Liebesgefühls ruht. Vera glaubte innig an die tausend Märchen, die das Leben und besonders die Liebe zauberte. Konrad wußte stets, daß das Schönste die Sehnsucht ist. Vera liebte die menschenversammelnden Vergnügungen, Konrad waldsanfte Stille. Konrad liebte den Tanz als Entladung der Leidenschaft, Vera als schmiegendes Wiegen. Veras Leben war bisher in einer sie so recht in Schlummer wiegenden Unnahbarkeit und Gedankenlosigkeit vergangen, alle Begebenheiten hatten sie nur ganz leicht berührt. . . Zum erstenmal hatte Konrad tief in ihr Herz geschaut, so daß sie vor seinem Scharfblick und seinem feinen Verständnis für ihre einfache Seele erschrak. Das dankte sie ihm, weil er sie über sich selbst hinaus wachsen ließ. Und sie, die Einfältige, liebte der Vielfältige. Das alles waren für Vera Wunderdinge, die sie selig und sorglos hin nahmen.

Konrad war es eine Freude, einen weder von Kunst noch Wissen angekränkelten Menschen gefunden zu haben, dem alles Glück aus dem Gefühl herausblühte; er hegte natürlich die immer seltener werdende Blume mit aller Zartheit, was Vera wiederum zu dem Glauben brachte, das Schicksal hätte ihr gnädig den Zartesten geschenkt. . . Und sie war voller Dank. Das Glück mußte geheißen und sich von Tag zu Tag mehr entfalten, obgleich man sich kaum schon nach dem Äußeren verschiedenere Menschen denken konnte. Konrad hatte große schwarze Augen, von dicken Brauen umbuscht, einen unmodernen schwarzen Vollbart, volles schwarzes, an den Schläfen trotz seiner vierunddreißig Jahre leicht ergrautes Haar, die Nase scharf gebogen, die Wangen zerfurcht. Seine Schritte waren gemessen. Vera ging gleichsam immer mit offenen Armen durch die Welt und lachte in den Tag, leichten Schrittes dahintänzelnd. Ihre Rehaugen waren treu und traut.

So schüttelten auch etliche den Kopf, selbst Menschen von Künstlerart wie Veras Schwester Gertrud. Als Gertrud für ein paar Wochen ins Vaterhaus zurückkehrte und den Verlobten ihrer Schwester das erstemal sah, erschrak sie! Nie und nimmer würden die beiden glücklich, und da sie als Insidiggekehrte wenig für die heitere, offene Art der frischen Schwester übrig hatte, bedauerte sie nicht die Blutsverwandte, sondern den Bräutigam.

Konrad Witte hatte am Tag nach seiner Hochzeit im neuen Heim mit Gertrud ein Gespräch. Das junge Paar hatte sich ohne Hochzeitsreise sofort still und frohselig ins eigene Nest gesetzt.

„Wenn du heute ein neues wissenschaftliches Werk schreibst und Vera versteht es nicht, würde dich das trüben?“ fragte Gertrud.

„Vera würde, wenn nicht verstehen, so doch seine Seelenkraft erfüllen. Sie steht in völligem Zusammenhang mit meiner Seele —“

„Aber wenn du es schaffst und du brauchst jemand, mit dem du eingehend sprechen willst, so wird es doch nie Vera sein, die dir befruchtende Antworten wird geben können?“

Ein neues Gebiet der Photographie des Unsichtbaren ist erschlossen, ein neues Zauberland tut sich allen denen auf, die sich der Schwarz-Weiß-Kunst verschrieben haben. Aufgabe der Praxis wird es sein, die unter deutscher Führung gewonnenen wissenschaftlichen Ergebnisse, die jetzt der Allgemeinheit zugänglich gemacht worden sind, entsprechend auszuwerten.

Röntgenleistungen sind allerdings damit — wie bereits betont wurde — nicht möglich, da die Infrarotphotographie lediglich vorhandene, mit dem Auge allerdings nicht sichtbare Strahlen benutzt. Besonders wertvoll wird diese Phototechnik für die Aufklärung psychologisch interessanter Ergebnisse, die sich aus verschiedenen Gründen bei voller Dunkelheit oder wenigstens bei Halbdunkelheit abspielen müssen. Okkulte Phänomene werden mit Hilfe dieser neuen Technik sicherlich bald so aufgeklärt werden können, daß es der Wissenschaft genügt.

„Meinst du nicht? Im Grunde ist doch in Veras Worten nicht weniger Kern als in meinen. Ja, es geschieht, daß sie mit ihrem natürlichen Instinkt viel tiefer oft und schneller in die Rätself der Dinge eindringt als ich mit meinen verstandesmäßigen Folgerungen. Zugleich aber zwingt es mich, meine Gedanken in ein auch für den Laien verständnisvolles Wort zusammenfließen zu lassen.“

„Du verteidigst sie, weil du sie liebst, Schwager?“

„Glaubst du das? Ich weiß, wo du hinauswilst: Du denkst, die Frau muß mit dem Manne, vor allem mit dem Schaffenden, dem Erfinder, dem Künstler, geistig auf einer Stufe stehen. Hör zu! Du weißt es von Vera selbst, daß sie nicht die erste Frau ist, die meiner Seele, sagen wir, nahekam. Geliebt habe ich vor Vera keine! Ich glaubte, vor ihr eine andere zu lieben — natürlich gab es auch Wochen, wo ich mir einredete, sie ist die Geliebte! Und doch so oft im Anfang trocken durch mein Hirn die Zweifel. Sie war mir geistig völlig gewachsen. Es war ein wahrer Genuß, sich mit ihr über Literatur zu unterhalten; sie hatte ihre eigene, philosophisch begründete Weltanschauung, und es war eine Wonne zu hören, wie sie sich am Klavier in Beethoven, Wagner und Hugo Wolf hineinfühlen und hineinsingen konnte —“

„O das ist herrlich! Ich kann mir eure Briefe denken: Kleinode der Stilkunst — — unendlich fein gefeilte Rede und Gegenrede — —“

„Ja, das waren sie. Hinzu kam noch, daß uns die weichste und mildeste, aber auch die Sirene der Künste, die Musik, am meisten Briefstoff gab. Unsere Briefe waren druckreif! Ja, leben wir denn, um druckreif zu sein? Nie waren unsere Briefe Kleinode natürlicher Liebe!“

„Aber solch eine Frau muß doch auch eine bedeutende Geliebte gewesen sein?“

„Sie konnte nie vergessen. Nein, sie war jämmerlich in der Liebe. Du weißt, welche Grausamkeit darin liegt, wenn man sich im süßesten Märchenaugenblick des Lebens, wie es ein inniger, womöglich erster Kuß doch schließlich ist, plötzlich kühl beobachtet und feststellt, wie trotz aller Inbrunst nie der Sieg ewiger Zweieinigkeit errungen wird. Und das taten wir beide stets. Alle Mädchenandacht und -scham, Mannesinbrunst und seliger Überschwang waren verspottet als Schwärmerei. Und küßten wir uns wirklich einmal, so lachten wir uns im nächsten Augenblick gell und grausam aus. Erkennst du nun, wie ich Vera brauche? Sie ist ein Mensch, dessen Hirn unverwirrt und unerdorben von tiefinnigen Grübeleien alles mit gesundem, heiterem Menschenverstand auffaßt, der im goldenen Irrtum und Laumel soviel Süßigkeit und Wonne und Vollkommenheit im Leben sieht. Ach, dessen Hirn überhaupt nur das Herz ist! Vera ist ganz Gefühl. Sie tut, was ihr Blut spricht. Ich bete sie an. Denn wie viel sonniger, seliger ist sie! Und die Ehe mit ihr führte mich aus der Einsamkeit des greisen Allesverstehewollens nach dem jungen Land der Zweiseligkeit! Drum werde ich wieder lieber Mensch, von Tag zu Tag mehr! Siehst du, Gertrud, hätte ich dich zum Beispiel zur Frau, hättest du je so übermütig hingerrissen und



vergessend, nur leichtes, lachendes Glück trunken fühlend, küssen können wie Vera? Rein.“

„Ja! Ich könnte vergessen — — —!“

Konrad lachte und schüttelte den Kopf. „Du bist mir auch viel zu wissend! Schon daß du verstehst, was ich eben gesagt habe —“

In diesem Augenblick tritt Vera ein. „Guten Tag, Gertrud! Ach, Liebster! War dir bang zumute? Mir furchtbar.“

Konrad trank die an sich so herkömmlichen Worte Veras, aus denen dennoch ein ganzes, nur voller Gefühle durchströmtes Herz klang. Er warf einen lachenden Seitenblick zu Gertrud hinüber, als wollte er sagen: Siehst du, das brauche ich wie mein täglich Brot — — Gertrud sah düster und starr vor sich hin.

Die Glücklichen küßten sich lange. Gertrud ging ohne Gruß, langsam, mit schmalen, bleichen Lippen nach Hause. Ins Alleinsein. Und selbst er versteht mich nicht . . . Oder will mich nicht verstehen. Oh, ich kann auch Weib sein! Ich k ö n n t e vergessen um eines Mannes willen, aber niemand glaubt es mir.

Sie stand am Fenster und schaute in den Abend hinaus und

wußte, daß sie heute auf dem umfirnten Gipfel der Einsamkeit mit dem selbstherrlichen, aber auch kalten Lächeln der Erkenntnis des Lebens ragte und ruhig in die sonderbar schöne Mitternachtsfonne des Todes sähe. Ja, voll Verachtung sah sie hinab auf alle und alles!

Aber Gertrud wußte noch nicht, daß diese Einsamkeit und dieses Sichunverstandensehnen ihr Trost bereitete in dem Verlust, den ihr Frauenberg, das mit innigem Gefühl Konrad liebte, erlitten hatte; sie ahnte nicht, daß Konrad auf dem Grad der frostigen Einsamkeit längst gestanden hatte und sein Weg wieder in das Tal der Märchen hinabbog, in dem er mit wissender, doch heiterer Liebe in selig gern irrender Wiedermenschwerde das — Glück suchte . . . das Glück, das Gertrud zornvoll in diesem Augenblick eine Schaumb Geburt der Dummheit nannte.

So sinnen wir alle aneinander vorbei, und die Traumwahrheit unserer Seelenvorgänge ist ja noch viel verstrickter, ja undeutbar leiser — das Letzte über ihre Liebe können auch die nicht sagen, die in dieser Liebe leben.

# Blütendüfte

Skizzen von Bernhard Flomes  
Mit Zeichnungen von Erik Richter

## Sonnige Mulde

Der Stromer lag da zwischen Buschwindröschen und Schlüsselblumen, Goldstern und Lungenkraut und ließ sich die Frühlingssonne auf den Pelz brennen. Hätte er nur nicht den heillosen Schmach geahnt! Aber in das Dorf, das da unten in Saatengrün und Lärchenjubel lag, wagte er sich nicht. Da war er vor einigen Jahren ganz in Gedanken auf ein fremdes Rad gestiegen, das er zwar bald wieder losgeworden war und einige Monate seiner Freiheit dazu, aber es war doch ein wenig genierlich, sich da blicken zu lassen. Wenn nur der Schmach nicht gewesen wäre!

Mißmutig zog er seine Pfeife hervor und stopfte sie mit etwas, das als Tabak gedacht war, tat ein paar Züge und vergaß dann das Ziehen, weil's ihm nicht schmeckte.

Bienen summten und rote Falter flogen über den Blüten. Eine dicke Hummel umsurte ihn.

„Bulle!“ schalt er sie und hieb nach ihr, daß sie ärgerlich brummelnd ins Gras fiel.

Da kam ein Mädel den schmalen Waldpfad herunter, das den Liegenden nicht bemerkte, seinen Korb niederlegte und leise singend Blüten pflückte. Der Stromer schielte seitwärts, sah unter Zeitungspapier einen Wurstzipfel hervorlugen und fing an, Geschmacksfäden zu spinnen.

„Du, sag mal, wo willst du denn damit hin?“

Das Mädchen erschraf.

„Nach Müllers Hanne!“ sagte es zögernd.

„Müllers Hanne? Da bin 't noch ebenso schlau. Wer is Müllers Hanne?“

Das Kind wußte nicht gleich zu antworten.

„Na, wird's bald?“

„Die wohnt im Armenhause — und da sagte Mutter —“

Die Ekstase überwältigte ihn. Er sprang hoch und nahm den Korb auf. Vier leckere Würste, ein paar Käse, ein Stück Butter und eine Züte voll Zwieback! Donnerlittgen — so 'n Duse!

„Du —“ sagte er.

Das Kind stand bleich und zitternd da. Die Blüten fielen aus seiner Hand auf den Boden. Zwei Augen starrten entsetzt auf den schlimmen Mann.

Da hob sich die sonnige Waldmulde in ihrer vollen Frühlingspracht wie ein warmer heiliger Orgelklang schützend um das verängstigte Kind. Der Stromer sah die Blüten im Winde wehen — zitterndes Silber, weiches Gold, viel Blau dazwischen. Eine Drossel schmolz alle Frühlingsfüße herab. Und ein Duft war da — ein Duft — — —

„Na“, sagte er verlegen, „man nicht bange! — ich tu dir schon nix — wollte bloß — da haste deinen Korb —“

Raum hatte die Kleine den Korb in der Hand, so rannte sie in heller Angst gegen das Dorf.

„Kenn doch nich so, Kleene! Ich tu dir wirklich nix —“

Aber sie lief, ohne sich umzusehen. Etwas fiel aus dem Korbe. Sie merkte es nicht. Als sie in einer Senke verschwand, ging er hinzu und fand eine Knackwurst.

„Zutheit muß belohnt wer'n!“ murmelte er.

Und fraß sie stillvergnügt in sich hinein.

## Wildtirische

Als Liselotte unter den frühlingssgrünen Buchen dahinschritt, froh, dem Dunst der Stadt entronnen zu sein, traf sie auf dem mit Knospenhüllen braun bestreuten Boden eine Stelle, die mit weißen Blütenblättern überschüttet war. Sie schaute über sich, um den Spender dieser Zartheit zu entdecken, fand ihn aber nicht. Doch ein süßer Duft schwang fadenfein um sie, erregte sie und machte sie ganz lüstern auf den Wundertäter. Ob es dieser Baum war?

Sie strengte ihre jungen Kräfte an und versuchte hinaufzuklimmen. Ein stilles, weißes Rieseln begann um sie her. Da jauchzte sie auf, griff kräftig zu und hing bald oben unter dem Wipfeldach, wo ihr eine Zweigzwille festen Halt gab. In einem zart apfelgrünen Laube hingen weiße Blütentrauben um sie, wehten im Winde, dufteten und ließen Blättchen rieseln. Und da sah sie wie ein Waldvogel oben im Wipfel und riß die holbe Frühlingsnatur des Blühens mit allen Sinnen in sich, schwankte mit ihm hin und her und grüßte die goldgrünen Banner der Buchen und das Gewölk der Eichen, den trauen Wipfelhang unter sich und das blauverhüllte Tal in der Tiefe. Und alles war voll eines fremden, süßen Glücks. Sie sang Frühlings-







lieder in den Wind, setzte den Wipfel in Bewegung und schwang und sang und trieb ihr ausgelassenes Wesen im grünen Rauschen. Als sie endlich, Blüten im Haar, den glatten Stamm hinab-rutschte, stand ein alter Forstmann vor ihr, der sie lachend musterte.

„Run?“ fragte er dienstlich.

„Nichts! Ich sah unten die Blüten liegen, wußte nicht, woher die kamen und mußte hinauf.“

Der Förster schwieg, schien befriedigt. Und aus einer verlegenen Freundlichkeit heraus reichte er dem Mädchen den botanischen Namen des Blütenrieselers.

„*Prunus padus!* Kommt hier öfter vor!“

„*Prunus padus?*“ fragte sie erstaunt.

Als sie nun den Baum so gestelzt daher stolpern sah und der seligen Insel gedachte, die er für sie gewesen war, mußte sie lachen.

„*Prunus padus!* Du lichtgrüner, duftender, du holde Frühlingswoge im Bergwalde! Leb wohl, du wilder!“

Sie grüßte und lief in den Wald.

Der Grünrock schüttelte den Kopf und dachte sich sein Teil.

### Heu und Jasmin

Hanne, die siebzehnjährige Kleinmagd vom Remmershofs, tat in der Abenddämmerung noch ein paar Schritte auf die Straße. Vielleicht traf sie die Mädchen vom Königshofs oder Wedekamps Anna. Man schwatzte ein paar Worte und lehrte dann heim.

Von der Heide wehte ein angenehmer frischer Wind, und Jasmin blühte irgendwo und roch stark. Die Straße war leer. Die Bauern waren den ganzen Tag auf den Bruchwiesen gewesen und früh schlafen gegangen. Auch sie spürte nach der heißen Heuarbeit die Ermüdung und nahm sich vor, nur bis zum Sandkrug zu gehen, wo die Sommerfrischler wohnten, und dann wieder umzukehren.



Die Fenster der Wirtsstube standen offen. Ein paar Bauern aßen drin, rauchten und tranken kühles Bier. Sie ging um den Garten, wo die Jasminbüsche weiß schimmerten. In einer hinteren Stube wurde Klavier gespielt und gesungen. Gesang hörte Hanne gar zu gern. Sie schlich in die Nähe des Fensters und drängte sich in die verblühten Syringenhüsch. Eine feine, junge Dame saß am Klavier. Neben ihr sang ein großer, schlanker Herr zur Begleitung der Dame.

Es war ein Lied von einem alten König, seinem Töchterlein und einem jungen Jäger. Der ritt mit ihr in den Wald und küßte sie unter einer Eiche. Heiraten konnte er sie nicht, aber er war so glücklich, daß er sie küssen durfte, und jauchzte in den Wald.

„Rotraud, schön Rotraud!“ lockte es sehnlich.

Sie wurde weich, hätte weinen mögen und drückte sich, ganz umwogt vom Klang der warmen Männerstimme und dem heimlichen Jubel des Liedes, tiefer in die Büsche. Ach — so etwas Schönes!

Plötzlich rief einer: „Maite — jetzt heww et di!“ und wollte den Arm um sie schlingen.

Es war Konrad Lampe, der Knecht vom Santenhofs, den sie schon leiden konnte. In diesem Augenblick aber schrie sie auf, fühlte sich im tiefsten verletzt von seiner Nähe, stieß ihn heftig zurück und lief ums Haus in die dunklen Wiesen. Erst als sie weit genug entfernt war, barg sie sich hinter einem Heuhaufen, sah dort in der Heimlichkeit der Nacht und erfüllt von einer fremden, süßen Schwere, die sich schließlich in einem glückseligen Schmerzlachen auflöste.

Seudust spann sie tröstlich ein, und Jasmin war in der Nacht.



### Maiblumen

Aus der Fichtendichtung strömt der heiße, harzige Duft der jungen sonndurchglühten Triebe, und wer die Waldstraße heraufkommt, bleibt stehen und atmet ihn tief ein. Aber dann schnuppert er, und seine Augen werden begehrt, denn durch den glühenden Harzduft spinnen sich lieblich-süße Fäden, ganz zart und fein, aber keiner kann ihnen enttrinnen: Maiglöckchen! Und wer vorbeikommt, pflückt sich solch ein zierliches Glöckchen-spiel und tut es an Rock oder Hut.

Selbst der Förster, dem doch alle Walddinge nahe und vertraut sind, bleibt an diesem Morgen stehen, nimmt die Pfeife aus dem Mund und lugt scharf über die Dichtung. Es knackt und knistert drin, und es murmelt dumpf und melodisch. Der Förster tritt an den Rand der Böschung. Da sieht er den silbergrauen Kopf des alten Siebold zwischen den Fichten, wie er immer niederfährt und wieder emportaucht: Maiblumen pflückt der Alte. Schon hat er einen dicken Strauß, hält ihn an die Nase und summt vor sich hin:

„Schön ist die Jugend bei frohen Zeiten,  
Schön ist die Jugend, sie kommt nicht mehr.“

Eine kleine Pause, dann singt er weiter:

„Es blühen Rosen, es blühen Nelken,  
Es blühen Rosen, sie welken all.“

Langsam, die sperrenden Zweige vorsichtig seitwärts biegend,



kommt er aus der Dichtung auf die Straße. Der Förster drückt sich zwischen die Fichten. Der Alte bindet seinen Strauß mit Grashalmen, schreitet taktgemäß bergab und singt dabei:

„Drum sag ich's noch einmal,  
Schön ist die Jugendzeit,  
Schön ist die Jugend,  
Sie kommt nicht mehr.“

Das Lied verhallt. Der Förster tritt aus den Fichten, setzt seine Pfeife in Brand und geht nachdenklich bergan.

#### Uralt-euiger Duft

Sinrichsen hatte eben seinen Koffer ausgepackt, als es klopfte. „Dank schön, Fräulein Else, lassen Sie nur alles auf dem Tablett — ich werde kaum essen mögen, habe außerdem noch die mütterlichen Reisebrote bei mir. Was macht übrigens die Schreibmaschinenkunst? Sind sie vorangekommen? Na also! Und zuerst waren Sie so zaghaft. Dank schön!“

Das Mädchen ging, blaß und eilig, hinaus.

Seltam stumpf und scheu! dachte er, goß Tee ein und versuchte, sich wieder bei sich zu fühlen. Er prüfte die Bücherreihen, die Vasen und Schalen, die Köpfe —

Wo war denn der Echnaton geblieben? Etwas verunglückt? Da wollte er doch gleich fragen.

„Frau Heinecke — ist meinem Echnaton was passiert?“

„Was ist passiert?“ fragte die Frau erschrocken.

„Ich meine den Gipsabguß — den Kopf, der mitten auf dem Bort stand.“

„Der Kopf ist nicht da? Na nu —

Da muß ich doch mal gleich — — Else!“ rief sie ins Neben-zimmer.

Else kam mit hochrotem Gesicht.

„Ach, entschuldigen Sie, Herr Doktor, ich hab' ihn beim Abstäuben —“

„Was ist das?“ fuhr die Mutter auf. „Du hast ja gar nicht abgestäubt — wie kommst du dazu — was soll bloß der Herr Doktor denken, wenn wir so unvorsichtig mit seinen Sachen — —“

„Nun, nun — ist halb so schlimm — ich kann leicht einen anderen wieder haben, wenn er verunglückt ist —“

„Aber er ist ja gar nicht entzwei — ich hab' ihn auf meinem Zimmer —“

„Was — du hast ihn — — bist du verrückt geworden?“

Eine Strafpredigt prasselte nieder. Sinrichsen vermochte nicht, sie abzulenken und zog sich auf sein Zimmer zurück.

Nach einer Weile klopfte es, und Else brachte den Echnaton. Sie hatte ein verweintes Gesicht.

„Was denken Sie wohl, Herr Doktor? — aber ich möchte ihn so gern — und da dachte ich — solange Sie fort seien —“

Sie sah den Kopf traurig an. Wie war sie reizend in dieser Verwirrung!

„Also — Sie möchten ihn gern? Wissen Sie, daß er schon vor drei Jahrtausenden gestorben ist? Wenn er Ihnen nun lebt, so sollen Sie ihn auch haben. Nehmen Sie ihn bitte von mir an!“

Verwirrt und beglückt ging sie hinaus.

„Geschenkt?“ sagte die Mutter. „Er ist wohl närrisch? — So 'n ollen Kopp — was willst du damit!? Verrücktheiten!“

Aber Else hatte helle, frohe Augen.



# Schmu

Ein Zeitbild von Wendeli Erne

„Natürlich, ich weiß schon, du hast nur Angst, daß ich die Baise kaufen will. Ich soll kein Geld ausgeben, aber daß du in der Woche für fünf Mark rauchst, das ist etwas anderes!“

„Ist es auch; schließlich verdiene ja ich das Geld!“

In der Leipziger Straße in Berlin erschafte ich im Vorübergehen, diese nicht gerade freundlich gewechselten Worte. Ich sah mich um: Sie — noch versunken in die farbenfreudige Auslage eines Porzellangeschäftes, jung, bescheiden, aber nett angezogen, die tiefe Joruesfalte auf der Stirn so gar nicht zu dem frischen Gesicht passend. Er — um etliches älter, schon ungeduldig ein paar Schritte voraus, Hände in den Taschen, die soeben geschmälte, geliebte Zigarre im Mund. Wie ein Tyrann sah er nicht aus. Nun knurrte er: „Kommst du endlich?“

Ich war schon an ihnen vorüber und hörte ihre Schritte hinter mir. „Du kannst dir doch kaufen, was du willst, von deinem Schmugeld“, hörte ich ihn sagen, und es klang schon besänftigt. Dann hatte uns die Straße getrennt. Auch einer, der den Schmu gleich einkalkuliert, dachte ich.

„Schmu“ — woher kommt das Wort? Die Philologen bringen es in Zusammenhang mit dem jüdisch-deutschen Wort „schmusen“, mit dem Hauptwort „Schmonzes“, das als „haltlose Geschichte“ erklärt wird, und selbst mit „schmuggeln“ in der Bedeutung „betrügen“. Aber mich fesselte etwas anderes: das war die Atmosphäre, die mit dem kleinen Streit zu mir herübergekommen war. Die Leute gehörten nicht zu den ärmsten, sonst könnte der Mann nicht fünf Mark in der Woche für Rauchen ausgeben. Und mochte die Gattin im Jörn etwas nach oben abgerundet haben — es blieb immer noch eine Summe, von der ihr ein kleiner Anteil schon aus Gerechtigkeit zugestanden hätte. Ist er und sind mit ihm wirklich viele Männer dem einen Gedanken so unzugänglich, daß die Frau mit ihrer Arbeit als Hausfrau, mit ihren Mutterpflichten ebenfogut für den Haushalt „verdient“ wie er? Mit dem einen Unterschied, daß er den Verdienst ausgezahlt bekommt, und sie nicht? Und wie sieht es in der Nähe aus mit

dem berühmten „Schmu“, auf den viele Herren sich so gern berufen? Das Wirtschaftsgeld ist heute in den Familien des Mittelstandes so genau bemessen, daß die Frau kaum etwas beiseitelegen kann, da sie sicher nicht Mann und Kindern etwas „abgehen“ lassen will durch unreelles Kochen und derartige Tricks. Und ist nicht, ganz abgesehen vom Können und Nichtkönnen, das Schmumachen eigentlich ein wenig lächerlich? Macht man sich unter Kameraden gegenseitig ein X für ein U vor? Warum soll eine Frau sich erst durch List erringen müssen, was dem Mann selbstverständliches Recht ist? Ich will wirklich nicht die Frage des „Schmu“ noch den 1001 Frauenfragen anreihen. Aber hinter ihr steht eine andere gewichtige Frage. Hausfrauenarbeit ist der einzige Beruf, der nicht bezahlt wird. Muß es nicht bedrückend für einen erwachsenen Menschen sein, daß er niemals eigenes Geld hat, über dessen Verteilung er keine Rechenschaft zu geben braucht? Wenn man diesen Gedanken ausspricht, so hört man oft von Männern die im Brustton der Empörung gegebene Antwort: „Ich würde mich schämen, meine Frau zu bezahlen.“ Aber es handelt sich ja gar nicht um „Bezahlen“, es handelt sich um eine gerechte Verteilung des zur Verfügung stehenden Geldes. Ich kann mir keine rührendere Aussage denken als jene, die man oft von Frauen hört: „Wenn mein Mann den ganzen Tag schafft, soll er sich wenigstens seine Zigarre, sein Glas Bier leisten können.“ Daß sie selber auch den ganzen Tag schaffen, nur noch länger als der Mann, davon sprechen sie nicht. Entweder reicht das Wirtschaftsgeld für ein persönliches Taschengeld, dann sollte die Frau es ebenso vom Ganzen abteilen wie der Mann. Oder es ist nicht genug da, dann sollten beide als gute Kameraden auf alle Extrausgaben verzichten. Zum Schluß möchte ich den Herren, die vielleicht über diese Vorschläge entsetzt sind, zum Trost eines sagen: Geben Sie Ihren Frauen ruhig das Taschengeld — sie werden es doch zum großen Teil wieder „hineinbuttern“ in das Ganze; aber die Entscheidung hierüber gebührt ihnen.



# FRAU von eigenen Gnaden?

ROMAN VON ADELE UDE

Copyright 1933 by August Scherl G. m. b. H., Berlin

Margarete neigte sich zu der Kleinen und streichelte ihr das Haar. „Du kleines Dorneggenkind! Ich fahre nun nach Schloß Plagge . . . Hörst du? Ich glaube, draußen rollt schon der Wagen . . . Oder ist es der Wind?“

Es war wirklich der Plaggesche Wagen, der vor dem kleinen Forsthaus hielt; es waren die Plaggeschen Pferde, deren Umrisse vor dem leuchtenden Abendhimmel standen; und der alte Plaggesche Kutscher hielt Margarete Dorneggen den Schlag.

Der Wagen bog in die breite Fahrstraße zum Schloß ein. Da standen die Vogelbeerbäume, und endlich schloß sich der hohe, dunkle Buchenwald um die Fahrt . . . Bis plötzlich der Wagen nach einer scharfen Wendung hielt und das Licht von schmiedeeisernen Laternen in das dunkle Wageninnere fiel.

Ulrich von Plagge stand an der Auffahrt und half ihr beim Aussteigen.

Sie fühlte, wie sie doch etwas blaß war. „Wir Menschen von heute sind es gar nicht mehr gewöhnt, so langsam durch einen uralten nächtlichen Wald fahren.“ Sie lächelte. „Es berührte mich ganz phantastisch.“

„Ich kann es mir vorstellen“, überlegte er, während sie die Stufen hinaufschritten. „Die unmittelbare Natur weiß immer zu erschüttern; daran ändert keine Zeit und keine Entwöhnung etwas. Übrigens: Wir sind vorerst noch allein. Ich habe das so eingerichtet, um Sie ein wenig im Haus umherzuführen. Es gibt vielleicht hier manches, woran Sie einigen Anteil nehmen.“

Schon beim Betreten der Halle fühlte Margarete, daß heute alles anders wirkte als damals bei ihrem ersten Besuch. Vielleicht hing es mit der Beleuchtung zusammen oder damit, daß alle großen Flügeltüren, die an der Halle lagen, heute geöffnet waren und eine fast festliche Geräumigkeit schufen.

Ulrich von Plagge rückte einen Sessel vor den roten Ziegelsteinkamin. „Sie müssen sich erst etwas erholen von der schauerlichen Fahrt!“ Er lächelte, und seine Stimme klang warm und froh — ganz anders als sonst.

Und wie er da vor ihr stand, die Rechte leicht in die Seite gestützt, selbstverständlich mit allem verbunden, was ihn hier aus Jahrhunderten umgab, war er für sie von einer bisher nie empfundenen Wirkung. Sie mußte sich fast gewaltsam daran erinnern, daß doch schon Bedeutenderes vor ihr gestanden hatte als dieser Herr von Plagge in seinem alten Jagdschloß; daß vor allem auch sie selber noch etwas sei . . .

Aber da kam er ihr zuvor und erkundigte sich nach dem Fortschritt ihrer beruflichen Angelegenheiten.

Sie lächelte, fast aufatmend, und fand augenblicklich ihre Sicherheit wieder. Vor allem berichtete sie von den erfolgreichen Bemühungen des Obersten Holle.

„Es ist eine vorzügliche Idee!“ bestätigte Plagge nachdenklich. „Holle ist ein beweglicher Mensch mit oft überraschend guten Gedanken. Es ist schade um ihn, daß er sich nicht ernsthaft betätigen kann. Seine Gaben werden durch das traurige Schicksal seines Standes immer mehr verschüttet.“

Obwohl dies eigentlich ein freundschaftliches Verständnis betundete, hörte Margarete in Plagges Stimme doch einen fremden, spröden Klang, und in seinen Augen zitterte eine nur schlecht unterdrückte Ungeduld. Er fragte auch nicht weiter, sondern bat nun, ihr das Jagdhaus zeigen zu dürfen.

Sie gingen langsam von einem Raum in den andern; Plagge erklärte auf Margaretes Fragen den Ursprung eines schönen Porzellans, die Geschichte einer Jagdtrophäe oder das Alter eines Gobelins. Und endlich kam — jenes Bild. Es hing über

einem Kamin und stellte eine hohe, männliche Erscheinung dar, die sich leicht auf die Lehne eines alten Sessels stützte. Die Haltung war von einer zwanglosen Würde, der Mund streng und herrenhaft, aber die Augen schienen ein eigenes Leben zu führen: Ihr Blick war inneren Bildern hingegeben, eigenwillig verträumt und schwermütig zugleich.

Ulrich Plagge senkte vor diesem Bild den Kopf, ohne ein Wort zu reden. Margarete schaute erst ahnungslos zu dem Bild hinauf — dann begriff sie und erblaßte langsam. Sie brauchte nicht zu fragen. Das war — er . . . Und alles, was sie bisher nur blaß in ihrer Vorstellung gesehen, das stürzte erschütternd über sie nieder: Um diesen war alles geschehen . . . Sie starrte hinauf in diese Augen, zu diesem Mund, auf diese Haltung — und die ganze Tragödie blutete in ihrem eigenen Innern auf: Vor ihren Augen standen das Bild ihrer Mutter, der dunkle Flintenlauf und auch die eigene einsame Kindheit. Für diesen war alles geschehen! Und doch versank langsam das anklagende Aufbegehren in ihrem Innern; es versank, je länger sie das Bild ansah. Nichts als eine leise Ermattung blieb zurück.

Neben ihr stand ein spiegelnder Mahagonitisch; sie stützte unwillkürlich ihre Hand darauf und gab sich ein wenig nach. Auch ihr Kopf senkte sich langsam.

Da ergriff Ulrich von Plagge ihre Hand, die sich aufrichtete, umschloß auch die andere. „Ich will zu dir stehn — allezeit . . .“ Seine Stimme versagte. „Willst du —?“

Das Übermaß von Empfindungen, das dieser Augenblick zusammenballte, riß die Grenzen ihres Willens ein. Ihre Stirn sank haltlos auf seine Schulter, und sie ließ es geschehen, daß sein Arm sie stützte. Aber sie standen nur ein paar Herzschläge lang so — dann schien sie langsam zum Bewußtsein dieses Zustandes zu erwachen: Ihre Gestalt straffte sich erschrocken; ein dunkles Rot überflammte ihr Gesicht. „Wir wollen gehen!“ sagte sie leise und tastete nach seiner Hand, um sich hastig zu befreien. „Wir müssen — auch das vergessen!“ flüsterte sie.

„Nein!“ stieß er, fast rauh, hervor. „Das wollen wir nicht! Dies ist nicht so wie jener Augenblick damals vor dem Forsthaus. Jenes überfiel mich — dies aber geschieht nach langer, ernster Prüfung. Ich selber war lange nicht im klaren darüber, was es mit meinen Gefühlen auf sich hatte. Ich bin diesen nicht blindlings verfallen — ich habe ihnen Zeit gelassen; aber es ist mir immer klarer geworden, daß uns alles zueinander treibt. Seit ich diese Gewißheit habe, fühle ich das Leben wieder vor mir liegen — meine Wälder freuen mich wieder . . . Und dieses neue Lebensgefühl hast du in mir geweckt! Es ist mir, als hätte ich deshalb mein bisheriges Leben so schroff von allem abgeschlossen, weil du mir bestimmt warst. Denk jetzt nicht an die Vergangenheit! Unser Schicksal braucht keine Tragödie zu werden: Wir sind frei — wir können uns vereinen . . .“

„Wir wollen von hier fortgehen!“ flüsterte sie, tief erschrocken. „Wir stehen im Bann dieses Bildes — das ist es!“

Er schwieg eine Weile. Eine bittere Enttäuschung schien in ihm aufzusteigen, aber er unterdrückte sie noch einmal. „Ich habe deine Stirn auf meiner Schulter gefühlt“, sagte er leise, „ich habe dich sehr schön gesehen . . . Das sollst du mir nicht wieder ausreden!“ Er sah sie an.

Abermals schlug ihr das Blut bis hinauf in die Stirn. Sie wußte seinem zwingenden Auge aus. Es war eine verzweifelte Abwehr in ihr gegen diesen Augenblick — so, als sei ihr ganzes Leben in Gefahr. „Es war nicht das Wirkliche!“ versuchte sie von neuem, sich zu befreien.



Da trat er zurück, um ihr den Weg durch die Flügeltür freizugeben.

Aber jetzt — in der Erkenntnis, daß die Macht des Augenblicks gebrochen — griff sie nach seiner Hand. „Nicht so!“ bat sie leise. „Verstehen Sie mich doch recht! Ich habe so manche Unruhe in der letzten Zeit erlebt. Nun habe ich eben wieder ein friedliches Heim gefunden. Ich bin so froh über mein Leben, wie es jetzt ist; ich fürchte mich geradezu vor allem andern. Und gerade unter diesem Bild —?“

Plagge vermied es, sie anzuschauen. „Ich werde Sie wohl verstehen müssen!“ bezwang er sich. „Sie haben allen Grund, an Ihre gute Zukunft zu glauben: Ihr Weg geht hinaus, der meinige hinab — und nicht nur an Jahren. Mein Name, mein Besitz sind sehr fragwürdig geworden schon seit langem . . . Vielleicht hätten Sie mir helfen können, den Kampf noch einmal aufzunehmen; aber Sie tun wohl ganz recht daran, sich auf Ihr Eigenleben zu stützen . . .“

„Dies sind doch nicht die Gründe meines Wehrens!“ unterbrach sie ihn. „Ich wäge doch nicht ab! Vielleicht bin ich überhaupt zu sehr überrascht . . . Warum lassen Sie mich nicht erst zur Ruhe kommen?“

Er lächelte verzichtend. „Nein!“ sagte er leise. „Ihre Überlegung würde mich nicht glücklich machen; nur Ihr unmittelbar antwortendes Gefühl hätte das vermocht. Ich habe dieses Gefühl nicht bei Ihnen finden dürfen . . . So muß ich denn endgültig verzichten. Jetzt bin ich es, der Sie bittet, diese Stunde zu vergessen. Verzeihen Sie mir! — Wenn ich nicht irre, sind meine übrigen Gäste inzwischen eingetroffen. Sie werden meinen Better, den früheren Landrat von Plagge, kennenlernen und einen entfernten jungen Verwandten, der mit seiner Frau in der Nachbarschaft ein kleines gepachtetes Gut bewirtschaftet.“

Von der ersten Begegnung an fühlte Margarete, daß sie für diese Leute ein überraschendes und sichtlich beunruhigendes Rätsel war. Insbesondere die junge Frau hatte nicht die Gabe, sich zu verstellen.

„Wie geht es deinen Söhnen, Klothilde?“ erkundigte sich Ulrich Plagge während des Essens bei ihr.

Sie berichtete ihm eifrig und laut über das prächtige Gedeihen der Kinder und ließ dabei einen raschen Blick über Margarete Verneggen gleiten, ob diese auch zuhöre.

Margarete begriff nicht sogleich, was es mit diesem kampf-bereiten Blick auf sich hätte. Sie verstand ebensowenig die fast peinliche Schweigsamkeit des Gatten der Frau Klothilde. Er war ein übergroßer, schmaler Herr, der eher den Eindruck eines Gelehrten als den eines Landwirts machte. Im Laufe des Gesprächs stellte sich denn auch heraus, daß Herr Borrow von Plagge ein Archäologe war.

„Fühlen Sie sich denn wohl hier auf dem Lande?“ fragte Margarete unwillkürlich.

„Oh — uns hat nur die Nähe meines Betters angezogen!“ bekannte er.

Und das stimmte durchaus mit dem geffizientlichen Benehmen des Paares gegen Ulrich Plagge überein. Allerdings fehlte von seiner Seite eine entsprechende Herzlichkeit, und das ließ nicht gerade auf eine innere Gemeinschaft schließen. Am Ende waren es wohl äußerliche Dinge, die das Paar angezogen hatten? Das Jagdgut Plagge hatte ja keinen Erben! Und war es auch längst nicht mehr der glänzende Besitz von einst, so blieb wohl dennoch genügend übrig, um in der heutigen Zeit von jungen Verwandten nicht aus dem Auge gelassen zu werden.

Damit war dann auch allerdings das ganze Benehmen des jungen Paares gegen Margarete Verneggen zu verstehen. Mit der lebhaften Einbildungskraft von Angsthäuten sahen sie wohl durch das plötzliche Erscheinen einer jungen Fremden bereits ihre Hoffnungen gefährdet. Sie horchten scharf auf jedes Wort, das Ulrich mit Margarete wechselte, beobachteten jeden Blick und vermuteten vielleicht gerade hinter deren Zurückhaltung bedrohliche Heimlichkeiten. Denn sie ahnten, daß Ulrich diesen Abend nicht ohne Absichten veranstaltet hatte.

Aber Margarete bemerkte dies alles nur wie durch einen Schleier. Das Erlebnis der vorausgegangenen Stunde zitterte zu mächtig in ihr nach. Sie sah manchmal mit einem verdeckten Blick auf Ulrich Plagge und fühlte, wie auch ihm dieser ganze Abend nun eine Pein war. So glaubte sie, in seinem Sinne zu handeln, als sie schon sehr zeitig an den Ausbruch dachte.

Er begleitete sie schweigend, nachdem sie sich von den übrigen

Plagges verabschiedet hatte, die bis zuletzt mißtrauisch blieben. In der Halle stand noch der Sessel vor dem Siegelsteintamin — genau, wie Margarete ihn vor Stunden verlassen hatte. Als sie in dem Vorraum auf den Wagen warteten, wollte es Margarete noch einmal zu einem guten Wort drängen. Sie sah ihn von der Seite an, dachte unwillkürlich an die berechnenden Verwandten und fühlte seine Einsamkeit . . . Aber da rollte der Wagen bereits die Anfahrt hinauf, und Plagge trat zur Tür, um sie zu öffnen. —

Auf dieser Heimfahrt lehnte sich Margarete tief zurück und schloß die Augen. Unendlich lang erschien ihr die Fahrt, bis schließlich der Weg uneben und schmal wurde, so daß ein paarmal Äste an das Wagenfenster schlugen. Das waren die Buchen der Försterei, und gleich darauf standen die Pferde.

Beim Aussteigen sah Margarete noch Licht im Haus. Vinzenz hatte also auf sie gewartet? Der Dachshund schlug an, und die Haustür wurde schon geöffnet, als Margarete noch durch den Garten schritt. Der Lichtschein fiel ihr hell und freudig entgegen. Sie dankte dem guten Vinzenz, daß er so lange gewacht hatte, fragte nach dem Kind und freute sich, daß es schon längst schlief.

Ehe sie hinaufging, trat sie noch einmal in die beiden Zimmer, deren Einrichtung als Sprech- und Wartezimmer in den letzten Tagen fertig geworden war. Sie ließ das Licht hell auf das blühende Metall der Geräte und die vielen Gläser fallen und atmete befriedigt den Geruch der Apotheke. Es lag eine kleine Zuflucht in diesem Beginnen: Sie brauchte einen Halt nach dem Erlebnis dieses Abends . . .

Am nächsten Morgen führte eine kleine Besorgung sie in die Stadt. Auf diesem Wege läutete sie auch am Haus Holle an. Noch hatte sie dem Obersten nicht für seine Bemühungen gedankt.

Eine schlaflose Nacht lag hinter ihr; ihr ganzes Wesen befand sich in einem ungeheuren Aufruhr. War es so weit, daß sie ihre Ablehnung von gestern abend und die bewahrte Freiheit als einzig richtig anerkannte, so erhob sich, fast höhrend, sogleich wieder eine dumpfe Ruhelosigkeit, ein atembengender Zweifel. Sie wurde ihrer Entscheidung nicht froh, und die anstürmenden Widersprüche ließen sich nicht einmal damit unterdrücken, daß an der Entscheidung ja nun nichts mehr zu ändern war. Sie wünschte sich Arbeit, Arbeit, damit sie ihr Gleichgewicht endlich wiederfände. Aber sie brauchte auch eine Ablenkung, und so dachte sie an Holle, den ergebenen Freund ihres Berufs.

Der Oberst war leider nicht zu Hause; auch Fräulein Agathe war zu Einkäufen in die Stadt gegangen. Margarete wurde von Frau Holle allein empfangen.

Obwohl sie schon ein paarmal längere Zeit mit dieser Frau zusammengewesen war, hatte sie doch keine Gelegenheit gehabt, ihr näherzukommen. Aber Frau Holle lag stets eine gewisse Undurchsichtigkeit, die Margarete bisher für Hochmut gehalten hatte, die ihr aber bei diesem Besuch nun als Verlegenheit, ja, fast als nervöse Ängstlichkeit erschien. Mit dem Auge der Ärztin entdeckte Margarete Verneggen jetzt, bei dem nüchternen Morgenlicht und dem nahen Gegenüber, ein paar untrügliche Krankheitszeichen in dem Gesicht von Frau Holle, obwohl es, wie immer, stark gepudert war und seine wirkliche Farbe nicht zu erkennen gab.

Margaretens prüfender Blick verstärkte alsbald die Unruhe der Dame, und das unbehagliche Gefühl, einer Wissenden gegenüberzustehen, war deutlich aus ihrem Benehmen zu erkennen.

Margarete bemühte sich daraufhin, von gleichgültigen Dingen zu reden und Frau Holle so wenig wie möglich anzusehen. Aber in dieser Zeit, die bis zur Rückkehr des Obersten verging, wurde es Margarete zur Gewißheit, daß die Frau eine schwer Leidende war. Diese Erkenntnis traf sie eigentümlich tief! Weniger die Ärztin, die einer Krankheit ruhig zu begegnen wußte, sondern die Frau in ihr fühlte sich bewegt. Sie dachte unwillkürlich an den Obersten. Wollte sich ein neuer Schleier von seinem Schicksal lösen? Trat eine neue Wende seines Lebens zutage, die vielleicht die tiefere Ursache seiner inneren Zwiespälte war?

Sie schaute den Obersten unwillkürlich darauf an, als er, wie immer, äußerlich in bester Laune heimkehrte. Aber gerade in Gegenwart seiner Frau beherrschte das Gesuchte — die Maske, wie Margarete es empfand — stärker denn je sein Wesen, und es war kaum zu glauben, daß dieser der gleiche Mensch war, der sich einmal so zum Bekenntnis hatte hinreißen lassen. Er plauderte in einer betont wienerischen Leichtigkeit, die ihm besonders in angeregter Laune eigen war.





Höhenweg Uhlbach-Rüden mit dem Blick ins blühende Neckartal  
Aufn. Württembergische Bildstelle

Als Margarete sich endlich verabschiedete, ließ er es sich nicht nehmen, sie, wie stets, heimzubegleiten. Auf diesem Wege wurde er dann allerdings etwas stiller und natürlicher für Margaretes Gefühl. Sie sprachen immerhin wie zwei Menschen, die doch schon einmal eine ergriffene Stunde miteinander teilten, obzwar der Oberst mit keinem Wort darauf zurückkam. Hatte er sich auch damals hinreißen lassen, so schien er doch nicht der Mensch zu sein, der auf die Dauer seine innersten Angelegenheiten mitteilen konnte. Durch die Gewohnheit eines langen äußerlichen Lebens war ihm eine gewisse heitere Maske anscheinend zum Bedürfnis geworden, und er fühlte sich nur wohl hinter einem schönen Schein. Gewiß hing das nicht mit Unaufrichtigkeit zusammen; vielleicht bedeutete es ein Schutzmittel, mit dem er alle zudringliche Neugier von sich fernhielt.

Diese Folgerung kam Margarete gerade heute, nach dem Zusammensein mit seiner Frau. Sie sah es ihm deshalb auch nach, daß er die Unterhaltung absichtlich in jenem österreichischen Plauderton führte, der allen Dingen eine liebenswürdig-oberflächliche Färbung verlieh. Zum Abschied versprach er, in den nächsten Tagen einmal wieder einen kleinen Spaziergang zur Försterei zu machen. —

Aber nicht der Oberst Holle war der nächste Besuch im Forsthaus.

Margarete war am Morgen bei einigen armen Familien gewesen, die ihrer Fürsorge nun unterstanden, und hatte den Nachmittag darangewandt, den Befund zu verzeichnen und auszuarbeiten. Es war fast dunkel darüber geworden; aber sie blieb dennoch vor ihrem Schreibtisch sitzen, um noch etwas im Zusammenhang mit ihrer Arbeit zu sein. Neben ihr stand ein Schälchen mit den ersten Beilchen, die Vinzenz vor einer Weile hereingetragen hatte. Das Kind, das in seinem Sessel mit seinem Kätzchen gespielt hatte, war still geworden und eingeschlafen; man hörte nur das Kätzchen leise durch die Dämmerung schnurren.

Da wurde plötzlich draußen das Gartentor behutsam geöffnet, und als Margarete hinausah, erkannte sie Frau Holle. Während

das Öffnen des Tores fast zögernd geschehen war — so, als werde noch mit dem Entschluß gekämpft, einzutreten —, näherten sich die Schritte durch den Garten geradezu hastig dem Haus. Margarete sprang auf, um selber zu öffnen.

„Es war ein so schöner Nachmittag — und ich möchte Sie nun auch einmal besuchen, nachdem Sie eingerichtet sind!“ erklärte Frau Holle, etwas atemlos, mit leicht abirrendem Blick, der merkwürdig zu jenen hastigen Schritten paßte und ohne weiteres auf eine ganz andere Veranlassung schließen ließ als auf den schönen Nachmittag. Es war in ihrem Benehmen fast etwas von jener unterdrückten Erregung und Verlegenheit, mit der manche Menschen zum Arzt kommen, wenn ihr Leiden zugleich eine seelische Angelegenheit ist. Aber Frau Holle kam doch nicht als Patientin? Oder —?

Jedenfalls ging Margarete mit ihr zunächst in die große Bohnstube. Die kleine Ulrike wurde gerufen, um sich mit ihrem Kätzchen und dem mißtrauischen Dachshund vorzustellen, wodurch eine harmlose Vermittlung geschaffen wurde. Aber Margarete merkte, daß es doch nicht das Richtige war: Die Besucherin wurde eher aufgeregter als beruhigt durch diese Ablenkung.

„Wo üben Sie denn eigentlich Ihre Praxis aus, Fräulein Dr. Derrnegen?“ fragte sie unvermittelt.

Da war Margarete im Bilde. „Wenn Sie Lust haben, zeige ich Ihnen sehr gern einmal mein ganzes Häuschen, Frau Holle!“

„Gewiß!“ Frau Holle stand sogleich auf.

Margarete führte ihren Besuch zunächst in ihr Arbeitszimmer. Sie schaltete das Licht ein und zog die Fenstervorhänge zu. Als sie sich umwandte, hatte Frau Holle bereits die Tür geschlossen. Sie schaute Margarete wie in einem leichten Bergewissen an und dann fragte sie, ob sie sich einmal mit der Ärztin unterhalten dürfe.

Margarete schob ihrem Besuch einen Sessel zurecht und ließ sich selber am Schreibtisch nieder. Aber es dauerte eine Weile, ehe die aufgeregte Frau, nach einer Reihe unverständlicher Andeutungen, endlich bei ihrem Leiden anlangte und Margarete die



Möglichkeit erhielt, hieran einige sachliche Fragen und schließlich eine Untersuchung anzuschließen.

Aber bevor Frau Holle darauf einging, kämpfte sie offenbar noch einmal mit einem schweren Entschluß. Margarete fühlte das und machte sich an ihrem Geräteschrank zu schaffen, um ihr Zeit zu lassen.

„Ich bin ein unglücklicher Mensch!“ brach es dann endlich aus der zusammengefunkenen Gestalt hervor. „Fragen Sie mich nicht allzuviel! Erraten Sie manches!“

In Margarete straffte sich unwillkürlich das Berufliche. Ja, sie mußte sich dann allerdings viel Mühe geben, in diesem Fall alle anderen Gedanken auszuschalten und nur die reine medizinische Sammlung zu bewahren. In diesem Augenblick hatte sie das Gefühl, als ob ein Mann als Arzt es leichter habe, als ob der seinen Blick besser einengen und damit verschärfen könne. Ihn berührten vielleicht die seelischen Zusammenhänge nicht so stark — lenkten ihn nicht ab . . . Niemals hatte Margarete Verneggen so sehr diese gradlinige, männliche Einstellung als Ärztin entbehrt wie in diesem Fall. Dies ist die Frau des Obersten Holle! irrte es immer wieder durch ihre Gedanken. Mit dieser Frau hat dieser Mann sein Leben zugebracht! Margarete Verneggen war als Medizinerin zu wissend, um während ihrer Untersuchung nicht die unerbittliche Tragik der Holleschen Ehe restlos zu übersehen, und sie war zuviel Frau, um diese Gedanken ausschalten zu können. Es war die Last ihres Berufs, daran sie eigentlich immer schwer getragen hatte, daß sich vor ihrem Blick alle wohl-tuenden Schleier von den Menschenjochsalen lösten. Das war dazu angetan, die eigene Lebenszuversicht oft dunkel zu beeinflussen.

Sie raffte sich auf. Helfen —! dachte sie. Helfen —! „Sie haben anscheinend schon vieles versucht, Frau Holle?“

„So viel, Fräulein Dr. Verneggen, daß mein Mann es mir endlich verboten hat, immer wieder dagegen anzugehen. Die vielen angreifenden Kuren haben mir nur geschadet. Keine konnte mir wirklich helfen. Aber schreitet die Wissenschaft nicht immer weiter vor? Kann man heute nicht manches heilen, was noch vor Jahren unbeinflussbar war?“

„Gewiß — wir sind heute sehr weit!“ überlegte Margarete und begann schließlich, in einem ausführlichen Gespräch die Möglichkeiten einer erneuten Behandlung zu erwägen. Natürlich dürfe man auch heute zunächst nur von einem Versuch reden; aber aussichtslos sei er nicht, da man wirklich in den letzten Jahren gerade auf dem in Frage stehenden Krankheitsgebiet bedeutende Heilfaktoren entdeckt habe.

Während Margarete in dieser Weise zu der atemlos Lauschen den sprach, erlebte sie, was stets ein tief erschütterndes und unvergleichliches Glück für sie bedeutete: In den Zügen der Frau, die bisher niemals anziehend auf sie gewirkt hatten, leuchtete langsam eine hilflose Gläubigkeit auf, und die blassen Augen verklärten sich mit jedem Wort, das Margarete sprach.

Helfenkönnen — das war doch der tiefste Traum und die letzte Seligkeit des Menschen! Margarete nahm sich vor, alles daranzusetzen . . . Vielleicht gelang ihr mit den letzten Mitteln des Fortschritts, woran frühere Jahre noch gescheitert waren? Sie wußte: Nicht nur dieser unglücklichen Frau würde sie helfen — von einem schweren Druck würde zugleich das ganze Haus Holle befreit. Denn es war ja überall dasselbe: Nicht die Krankheit allein war das Unglück, sondern ihre verheerende Ausstrahlung auf die Nahestehenden, die seelische Lähmung der ganzen Familie.

Es war, als ob Frau Holle etwas von diesen weitergehenden Gedanken spürte, denn sie hatte Margarete nicht aus dem Blick gelassen. „Sie wissen nun vielleicht auch“, sagte sie unvermittelt, „daß ich kein Kind gehabt habe — daß also Agathe meine Tochter nicht ist? Wir haben sie nur adoptiert. Aber hier weiß niemand etwas davon; wir reden nicht gern darüber.“

Ja, das hätte sich Margarete allerdings sagen können; aber sie hatte in diesem Augenblick wirklich noch nicht so weit gedacht, und so schwieg sie betroffen. Fräulein Agathe —? dachte sie. „Aber — seltsam — Agathe ist doch das Ebenbild des Obersten?“ sagte sie endlich.

„Frau Holle schaute ihr prüfend in die Augen. Dann gab sie auch das Letzte preis und vertraute Margarete an, daß der Oberst allerdings Agathes Vater sei, nur sie nicht die Mutter. Fräulein Dr. Verneggen verstehe es wohl, meinte sie, daß eine Frau wie sie ihrem Manne viel habe nachsehen müssen? Aber sie habe vermocht, selbst Agathe als eigen anzuerkennen, weil sie über-

zeugt sein dürfe, daß sie an ihrem Manne dennoch einen liebenden, treuen Menschen besitze. Nur dürfe er um alles in der Welt nichts davon erfahren, was heute hier besprochen wäre; die ganze Behandlung müsse zunächst vor ihm geheimgehalten werden. Denn er habe es nie geduldet, daß sie zu einem hier ansässigen Arzt gegangen wäre, weil man mit allen Verkehr pflegte und der Oberst es nicht ertrüge, daß ein Bekannter Einblick in seine traurigen Familienverhältnisse erhalte. „Er kann nur leben, wenn ihn die Welt für glücklich hält!“ lächelte Frau Holle nachgiebig und wehmütig. „Er hängt so sehr an einem guten Schein! Und das ist ja so wenig, daß es ihm wohl zu gönnen ist. So habe ich mich stets andernorts behandeln lassen . . . Sie verstehen das vielleicht nicht, Fräulein Dr. Verneggen?“

„Ja — ich muß es wohl verstehen, Frau Holle! Als Arzt möchte man ja allerdings jenseits aller menschlichen Hemmungen stehen und restloses Vertrauen genießen. Aber es sind die Schlimmsten nicht, die das Leid schamhaft macht. Wenn es mir gelingen sollte, Ihren Zustand zu bessern, dann wird wohl auch bei Ihrem Mann die Freude jene Hemmungen übertönen.“

Da es heute schon spät geworden war, mußte es vorerst bei dieser Aussprache bleiben. Margarete hatte sich bereits vorgenommen, der stark erregten Frau in Binzenz einen Begleiter mitzugeben. Als sie es nun anbot, ging Frau Holle dankbar darauf ein.

Margarete stand noch eine Weile in der offenen Haustür und sah den beiden Gestalten nach. Die stille abendliche Luft tat ihr wohl nach der vergangenen Stunde. Sie atmete tief und verlangend den Hauch der frühlingsfeuchten Erde, fühlte die Kraft der neuen Fruchtbarkeit und die erfrischende Nähe der grünen Wälder. Tief unten lag die Stadt mit ihren Lichtern. Wie lange mochte es dauern, und so manches Licht dort unten würde in ihren Augen seinen traulichen Schein verloren haben! Sie würde um so manches Leiden wissen, das sich hinter jenen Scheiben barg — ebenso, wie das Haus Holle nun preisgegeben mit all seinem Schicksal vor ihr lag. Man wurde nicht glücklicher davon, wenn man keinen Lampenschein mehr sah, sondern nur noch Schicksale . . .

Sie fuhr aus ihren Gedanken erst auf, als sich neben ihr durch die Tür die kleine Gestalt des Kindes drängte, das auch hinaus-schauen wollte, weil es gar so still in der großen Wohnstube gewesen war. Da tastete Margarete aufatmend nach dem kleinen Gesicht und streichelte die Wange. Ja, so war das Leben: Nach der schweren Stunde schmeichelte es sich wieder mit rührender Einsamkeit in die Hand!

Auch der Dachshund benutzte die Gelegenheit und stürmte, die Nase am Boden, über die nahe Wiese dahin. Für ihn war dort eine Welt, von der niemand etwas ahnte. Da liefen die zahllosen Wildspuren, deren Richtung nur er noch feststellen konnte, die nur ihn erhitzten und beseligten.

Um auch ihm sein Teil noch etwas zu gönnen, holte Margarete für das Kind einen Umhang, zog dann die Haustür an und ging, mit der Kleinen an der Hand, den Weg vorm Haus auf und nieder. Bis der Hund näher kommende Schritte meldete und endlich Binzenz langsam die Höhe herauskam.

\* \* \*

Margarete war dieses Leben zu dreien nun schon so gewöhnt, daß sie es sich eigentlich gar nicht anders mehr vorstellen konnte. Es waren bereits einige Wochen dahingegangen, seit sie das Forsthaus bezogen und das Kind mit seinem kleinen Hofstaat, mit Binzenz, Hund und Käthchen, Einzug gehalten hatte. Sie wagte nicht recht daran zu denken, daß der alte Verneggen eines Tages erscheinen könnte und daß die Försterei dann wieder ganz still und leer wäre.

Aber eines Mittags stand Verneggen plötzlich vor der Tür.

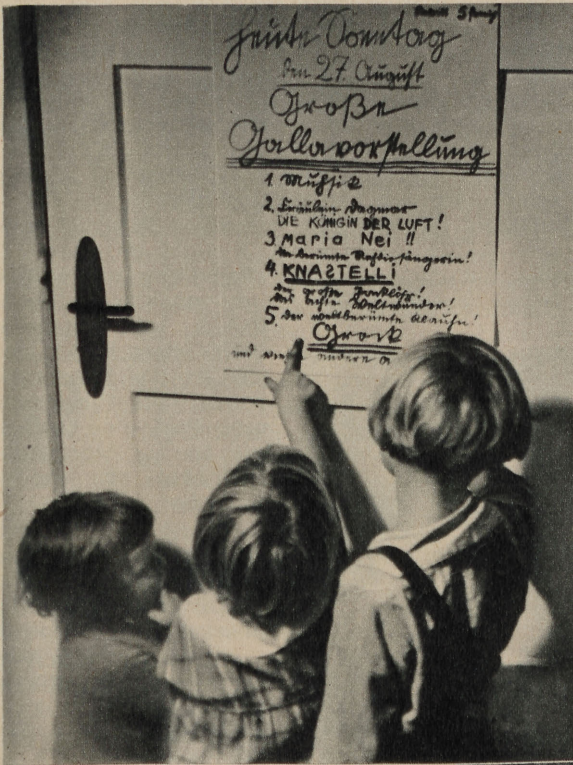
Es war nicht das einzige, was an diesem Tage aufftörend in Margaretes kleine Welt eingriff. Am Morgen hatte der Postbote einen ungewöhnlichen Brief gebracht. Der kam aus Rotterdam. Margarete zögerte betroffen, als sie den Umschlag in der Hand hielt. Er trug eine männliche Handschrift, die leichte Anklänge an die von Jan van Ekeris hatte. Beim Öffnen war ihre Hand so ungeschickt, daß der Briefbogen leicht mit eingerissen wurde. Sie schaute als erstes auf die Unterschrift „Nicolaas van Ekeris“. Margarete besann sich sogleich: Das war der Bruder, dessen Verlobnis damals gefeiert wurde und der dann nicht nach Sankt Moritz kommen konnte, weil er sich auf einer Indienreise befunden hatte.

(Fortsetzung folgt)



# Kinder spielen Varieté

Von Dr. A. H. Kober



Das vielversprechende Programm  
Aufnahmen: Hahn-Hahn

Schon die Nachricht, daß Paul und Dagmar mit der Tante zu einem längeren Besuch kommen würden, hatte bei den Geschwistern Ernst, Hanna und Else eine große Aufregung hervorgerufen. Sie waren 13-, 11- und 7-jährig — die Kinder eines Regierungsrates im Berliner Westen — und konnten sich beim besten Willen nicht vorstellen, was sie mit diesen beiden Kindern, die von einem ostpreussischen Gute zum ersten Male nach Berlin kommen sollten, eigentlich sprechen und spielen könnten. Aber als sie eines Mittags aus der Schule kamen, war der Besuch vollzogene Tatsache: Da saß die Tante Amalie auf dem Sofa, sah weißhaarig, gutmütig und freundlich aus; und kerzengerade saßen ihre Pflegekinder auf Stühlen daneben: Paul, ein schlanker, schüchterner Knabe von 12 Jahren, und die blonde, 10-jährige Dagmar. Ernst nahm sich gönnerhaft des Knaben an, während Hanna und Else mit Dagmar in eine Unterhaltung zu kommen versuchten. Sie blieb aber hier wie dort einseitig und einförmig, weil die Kinder aus Ostpreußen nur immer wiederholten: „Oh! Was gibt es viele Autos und Menschen und Häuser in Berlin!“

Im übrigen waren Paul und Dagmar insofern den Regierungsratskindern gegenüber im Vorteil, als sie nicht in die Schule zu gehen brauchten. Die Tante war mit ihnen nach der Reichshauptstadt gekommen, um sich hier nach Bildungsmöglichkeiten für ihre Pfleg-



Hanna im Matrosenanzug leitet die Spiel-  
folge ein mit einem kräftigen Lied von der  
Waterkant zu den Klängen des Schifferklaviers



Links: Else, die über keine artistischen  
Fähigkeiten verfügt, tanzt dafür als „Fräulein  
Nummer“ anmutig über die Bühne



Ernst als japanischer Zauberer Okito:  
„Halten Sie die Uhr ganz fest! Bis drei ist  
sie verschwunden“



Fräulein Dagmar ahmt so geschickt die  
balancierenden Bewegungen einer Seiltänzerin  
nach, daß man glauben könnte, sie stünde  
wirklich auf dem hohen Seil statt auf dem  
Teppich





Rastelli ist natürlich ein besonders beliebtes Vorbild: Auf seinen großen Spuren mit Kochlöffel und Pfauenfeder

linge umzusehen, die bis jetzt von einem Dorfschullehrer unterrichtet worden waren, nun aber, der Tradition des im Kriege als Offizier gefallenen Vaters und der bald danach gestorbenen Mutter gemäß, eine höhere Schulbildung bekommen sollten. Sie durften die Tante nicht begleiten, wenn sie in Berlin nach passenden Schulen und Instituten Umschau hielt, und die

Tante Regierungsrat erlaubte ihnen nur ein ganz kleines Stückchen in der Straße spazierenzugehen, nämlich vom Hause bis zu der Plakatsäule an der Ecke. Das aber genügte den beiden Landkindern völlig, denn in dieser Plakatsäule entdeckten sie eine neue, bunte, lockende Welt. Sie standen lange davor, besahen die vielen Bilder, buchstabierten die Ankündigungen; und immer wieder kamen sie zurück auf ein Plakat, das sie ganz besonders anzog: Ein Varietétheater zeigte darauf in Bild und Schrift sein Programm an. Schließlich liefen die Kinder nach Hause, und der natürliche Nachahmungstrieb in ihnen erwachte; sie begannen spielend darzustellen, was sie auf jenem Plakat gesehen hatten.

Paul hatte einen alten Kochlöffel im Munde und ein Lineal auf der Nase, und Dagmar kroch in seltsamen Berrentungen über den Teppich, als die Kinder des Hauses, aus der Schule heimkehrend, ins Zimmer traten.

„Herrje! Was ist denn hier los!“, riefen sie alle drei gleichzeitig. Etwas bekümmert antworteten Paul und Dagmar, daß sie Varieté spielten.

„Seid ihr denn schon oft im Varieté gewesen?“, fragte Ernst. „Noch nie“, antwortete Dagmar.

„Aber wir!“, triumphtierte Hanna; und nun erzählten die Stadtkinder, was sie dort alles gesehen hatten; und die beiden Landkinder konnten nicht genug davon hören.

Endlich hatte sich eine Interessengemeinschaft zwischen den fünf Kindern gefunden. Bei Tisch unternahm Ernst einen Vorstoß, mit dem er den beiden Gastkindern eine Freude zu machen hoffte.

„Vater“, sagte er, „Paul und Dagmar waren noch nie in einem Varieté. Dürfen wir nicht mal alle zusammen —?“

„Varieté?“, unterbrach die Tante heftig, „Kinder in ein Varieté? — Nein, dahin dürfen Dagmar und Paul keinesfalls!“

„Habt ihr denn wirklich die Kinder in ein Varieté gehen lassen?“, fragte die Tante nachher, als die Erwachsenen unter sich waren. Der Regierungsrat nickte. „Das verstehe ich aber, offen gestanden, nicht“, meinte die Tante, „Varieté, das ist doch eine recht lockere Sache, mit diesen Tänzerinnen und Tangelänglerinnen —“

„Nein, nein, liebe Tante“ beruhigte Frau Regierungsrat, „Du machst dir da doch ein falsches Bild, es geht heute auf der Varietébühne so anständig zu wie auf einem Theater —“

Hanna ist besonders verwendungsfähig: Hier tritt sie noch einmal als italienische Volkssängerin auf. Im Hintergrund das andächtig lauschende Publikum

„Wie auf einem Sportplatz, könnte man auch sagen“, wandte der Gatte ein. Die Tante schüttelte, ein bißchen ungläubig, den Kopf. „Aber Kinder gehören da wohl doch nicht hin“, murmelte sie.

Im Kinderzimmer gab es unterdessen eine erhebliche Aufregung. „Wenn wir nicht ins Varieté dürfen, machen wir uns selber eins!“, hatte Hanna verkündet, und dieser Vorschlag wurde mit Begeisterung aufgenommen. Es begann sofort eine eifrige Beratung über das Programm und die Verteilung der Rollen. Hanna, Ernst und Else, die ja schon richtige Varietévorfstellungen gesehen hatten, gaben ihre Erfahrungen dazu, und Paul und Dagmar das, was sie aus jenem Plakat herausgelesen und dazu geträumt hatten. Aus Wunsch und Erlebnis also gestaltete sich schließlich die Idee dieser Kindervorstellung. Ernst wurde zum Direktor gewählt. Er begann seine Tätigkeit sogleich mit einer Prüfung des Künstlerpersonales. Dabei erwies sich Paul als so geschickt im Balancieren und Fangen, daß ihm die Rolle des Jongleurs übertragen wurde. Seiner Schwester Dagmar gelang es, sich rückwärts bis auf den Fußboden zu biegen, und sie wurde deshalb sofort zur „Schlangendame“ ernannt. Dank ihrer Anmut wurde sie dann auch noch „Königin des Drahtseiles“. Hanna erbat sich die Rolle einer Sängerin, und da



Auch Dagmar muß noch eine Nummer übernehmen: die Schlangendame Serpentina, da das Personal nur aus fünf Köpfen besteht



sie auf frühere Erfolge in diesem Fache hinweisen konnte, war der „Herr Direktor“ damit einverstanden. Er selbst übernahm zwei ganz große Nummern, die sich ihm bei seinen Variété-besuchen besonders eingeprägt hatten: den indischen Zauberakt und die Szene des berühmten Clowns Grock. Schwierig waren die Verhandlungen mit der kleinen Else. Sie wollte jede Rolle schlechthin übernehmen, ihr artistischer Ehrgeiz war nicht zu bändigen. Aber ihre Kräfte standen in keinem richtigen Verhältnis zu ihren Wünschen. Nach einer langen Prüfung und Beratung entschied Direktor Ernst, daß Else überhaupt nicht im Programm mitarbeiten, sondern als „Fräulein Nummer“ mitwirken sollte. Das gab zuerst Tränen, aber dann ließ sich Elschen davon überzeugen, daß auch diese Rolle sehr wichtig, daß überhaupt beim Variété jede Arbeit wichtig ist und daß eine richtige Vorstellung nur zustande kommen kann, wenn jeder an seinem Platz treu seine Pflicht tut. Überdies wurde Else mit allen technischen Vorbereitungen betraut, vom Besorgen des Rocklöffels für den Jongleur und des Zaubermantels bis zum Aufschreiben des Programms, so daß sie alle Hände voll zu tun hatte.

Die Proben, die die Kinder nun täglich mit Feuereifer durchführten, entwickelten die ganze Spielfreudigkeit, die im Kinde steckt, aber sie wurde dabei in eine strenge Zucht genommen, diszipliniert und organisiert. Direktor Ernst wachte scharf darüber, daß jeder Trick, jede Leistung sauber und korrekt ausgeführt wurde, und gegenseitig kontrollierten die Kinder sich auf die Grazie ihrer Bewegungen, die Schönheit ihrer Sprache, auf den Sitz ihrer Kostüme, mit einem Wort: auf die Vollkommenheit der Selbstdarstellung.

Da Direktor Ernst auch von Anfang an darauf hielt, daß alle technischen Einrichtungen exakt vorgenommen wurden, der Szenenwechsel reibungslos erfolgte, die jeweilige Ausstattung tadellos war, wurden alle Kräfte gleichzeitig in Anspruch genommen:

Aus einer kindlichen Gemeinschaftsarbeit wurde eine einheitliche Leistung geformt. Eines Sonntags verkündete ein Plakat an der Tür des Kinderzimmers die große Galavorstellung! Die Eltern, die völlig überraschte Tante, einige befreundete Kinder erschienen als Publikum und harrten in höchster Spannung der Dinge, die da kommen sollten. — Und sie kamen!

Ein herrliches Programm rollte sich ab. Man lachte Tränen über den berühmten Clown, hielt den Atem an, wenn die Seiltänzerin Dagmar grazios über den Teppich glitt, kam nicht aus dem Staunen über die fabelhafte Geschicklichkeit des Jongleurs, zerbrach sich den Kopf über die Geheimnisse des indischen Zauberers und konnte nicht genug hören von der lieblichen Sängerin.

Die Vorstellung wurde ein sensationeller Erfolg. Die Tante nämlich war von den Darbietungen derart entzückt, daß sie sagte: „Kinder, das habt ihr großartig gemacht. Zur Belohnung für eure hervorragenden Leistungen werde ich nun nächstens mit euch allen mal in ein richtiges Variété gehen!“



Auch der Spaßmacher darf natürlich nicht fehlen: Ernst, zugleich der Unternehmer, als der weltberühmte Clown Grock

# Die schwere Entscheidung

Erzählung von Meta Brix

Es ging auf den Abend zu. Die drei Brüder Hasseltkamp saßen auf der Veranda hinter dem Hause. Man hatte durch die breiten Glasfenster den Blick auf den Obstgarten und auf den weiten freien Acker dahinter, in dem sie in der vergangenen Woche die Saat gelegt hatten.

Hans, der Ältere, wandte sich den Brüdern zu: „Ob ihr euch das auch wirklich recht überlegt habt? Ins Ausland — ganz 'raus aus der Heimat — das ist nicht so leicht!“

Der Jüngste, der gedankenvoll hinausgesehen hatte, auf diesen Garten und das Feld, warf jetzt mit einer heftigen Bewegung den dunklen Kopf herum: „Mein Entschluß ist doch nicht von gestern und heute! Das ist alles überlegt! Ich weiß auch, daß ich draußen im Ausland vielleicht schwerer arbeiten muß als hier, aber — verlaß dich drauf! — ich schaff's schon! Wir beide schaffen es, der Georg und ich, und auch die Anna. Und hier bei dir, hier zu Hause ist mir alles zu eng — und — na ja, Hans — siehst du, wer hier auf Vaters Hof so weiter wirtschaften kann — so wie du — wo man von klein auf alles kennt —“

Er brach ab. Und der dritte, der ruhige und meist schweigsame Georg, meinte zurendend: „So sei doch vernünftig, Anton! — Mensch, du weißt doch, daß der Älteste immer den Hof kriegt. Das ist doch bei uns Bauern so. Und überhaupt — sieh mal, Hans hat jetzt das Geld für uns 'rangeschafft, und so einfach war das nicht. Er hat noch eine neue Hypothek aufnehmen müssen!“

Der Älteste fiel ihm ins Wort: „Laß gut sein, Georg! — Ich kenn' doch den Anton — er meint's nicht böse. Er ist doch nun mal so'n Hitzkopf. Ich hab' ja auch selber eingesehen, daß es besser ist, ich zahle euch euren Teil aus. Aber — das muß ich dir doch sagen: Deine Braut, die Anna — gern geht die nicht aus der Heimat — glaub mir das!“

Mit heftigem Ruck flog der Stuhl des Jüngsten zurück. Er stand auf und sagte schroff: „Ich werd' euch mal was sagen — ich bin schließlich kein kleines Kind mehr. — ich weiß, was ich

will! Ich wandere aus! — Und jetzt — jetzt will ich noch zur Anna rüber — 'n Abend zusammen! —“

Die beiden Brüder sahen dem Dahinstürmenden nach. Sie waren sich sehr ähnlich. Hatten beide den großen und breiten und etwas schwerfälligen Körper, den kantigen Schädel, die blauen hellen Augen. Anders als Anton, der Jüngste, der mit dem dunklen Haar und dem schlanken, federnden jungen Leib aus ganz anderem Blut zu sein schien. Und auch von anderer Wesensart, unruhig und nur allzu oft aufbrausend.

Eine Weile war zwischen ihnen ein nachdenkliches Schweigen. Dann sprach der ältere: „Es will mir doch nicht in den Sinn, Georg, daß euer Heil draußen in der Welt, im fremden Land liegen soll. Ja, für den Anton mag es vielleicht schon recht sein. Wenn er auch oft starrköpfig ist — er ist doch ein ganzer Kerl und ein tüchtiger Landwirt dazu. Er wird sich schon durchbeißen. Nur die Anna — wenn ich denk', daß er die in den Urwald mitnehmen will —“

Nur ganz scharfe Augen konnten sehen, wie sich die Stirn des Zweiten zusammenzog. Kurz sagte er: „Das müssen die beiden unter sich abmachen.“

Aber der Ältere schien in Gedanken gekommen zu sein, die ihn wohl schon oft beschäftigt haben mochten. Er fuhr fort: „Ich denk' immer, Georg, du hättest viel besser zur Anna gepaßt, und auch sie zu dir. Wenn sie deine wär, Georg — dann würde die Anna jetzt sagen: „Georg — wir zwei bleiben hier. Siedeln uns mit dem Geld hier wo an, und wenn wir beide fleißig sind und gesund bleiben, wir bringen es auch hier zu was!““

Georg hatte den Kopf in die Hand gestützt — seine Worte jetzt und der Klang der Stimme wehrten ab: „Ich weiß nicht, was du willst, Hans. Sei still davon! Die Anna hat den Anton genommen — ein halbes Jahr sind sie jetzt schon verlobt und werden ja nun wohl heiraten, ehe wir rüber gehen. Also —“

„Ja, recht hast du schon. Aber — denkst du denn, Georg —“



denkst du, daß es gut sein wird, wenn du mit den beiden da draußen immer beisammen bist?"

Georg war aufgestanden, lehnte am breiten Fenster. Und wenn nicht diese ganzen schweren Gedanken um die Auswanderung gewesen wären, hätte er, der Schweigsame, niemals so gesprochen, wie er das jetzt tat: „Hast wirklich einen guten Blick — Hans —“

Und wieder stand Stille im Raum. Dann sprach Georg weiter — sprach hinüber zu dem still abwartenden Bruder: „Ja — und hast sogar recht. Das ist es, weshalb ich nichts weiß — gehe ich mit dem Anton mit oder bleib' ich hier? Ob es besser ist, ich bin dabei und kann auf die Anna aufpassen und ihr — na ja — ihr vielleicht manches abnehmen und leichter machen — oder ob nicht schließlich das gute Zusammenleben doch in die Brüche gehen müßt'. Siehst du, Hans — das eben weiß ich nicht —“ Und er ging um den Tisch herum — zur Tür hin.

\*

Anna schrak auf, als der Verlobte so unvermutet und hart in das Zimmer kam. In ihrem Schoß lag Flickarbeit, aber die Hand mit der Nadel hatte schon lange geruht. Das Mädchen hatte versonnen dageessen; sah jetzt zu Anton auf, der zu ihrem Stuhl trat und den Arm um ihre Schultern legte. „Hast du deine Papiere in Ordnung, Mädchen?"

„Die Papiere —“, es klang zögernd, „ja — die sind wohl da —“

„Wir müssen nun das Aufgebot bestellen. Hans hat alles beim Notar geregelt; das Geld liegt da — wir können jeden Tag weg.“ Das Mädchen seufzte — „Seh dich doch her, Anton!"

Der junge Bauer blieb stehen — sah scharf zu seiner Braut hin. „Sag mal — was ist denn los? Du machst doch so ein merkwürdiges Gesicht?"

„Mir wär's wahrhaftig lieber, Anton — wir blieben hier.“

„Schoßschwerebrett noch mal! Nun fängt die auch noch an! Der Georg setzt auch jetzt immer so eine merkwürdige Miene auf — so, als wollt' er lieber hier bleiben. Aber an eurer ganzen Unschlüssigkeit ist bloß der Hans mit dem ewigen Gemähre schuld! Na — mir soll es egal sein — ich komme auch allein durch!"

„Dir wär's auch egal, ob ich bei dir wär' oder nicht?"

„Du? — Lächerlich! — Du gehst doch mit!"

Anton lacht. Und es ist ein zukunftsfrohes Lachen.

„Wir werden es schon schaffen!"

„Ja, aber Anton — sieh, wenn wir hier in Deutschland so schuf-ten und alles recht zusammenhalten — glaubst du nicht, daß wir auch hier vorankommen würden?"

Der junge Bauer war an den Tisch getreten. Und während er mit der Hand auf den Tisch klopfte, sagte er — wie abschließend: „Für mich gib't's da nichts mehr zu überlegen, merk dir das, Anna! Ich wandere aus. Und du mußt dich nun entschließen. — Weiß Gott, die Hanna von den Brands drüben, die wär' nicht so eine Zauderliese wie du!"

„Die Hanna, sagst du —“ Das Mädchen bekam einen fernen Blick, so, als wenn sie die andere jetzt sähe.

„Ja, die Hanna war auch schon mal draußen — beim Bruder in Argentinien. Aber sie sagt auch, es ist sehr schwere Arbeit da. Und die Hanna ist viel kräftiger als ich. Ich mein' immer, wenn ich das alles nicht aushalte —“

„Das ist doch Unsinn! Mußt doch hier auch genug schaffen, weiß Gott! Habt keinen Knecht mehr und keine Magd — überall mußt du mit zupacken. — Sag mal, wollt' die Hanna Brand nicht auch wieder 'rüber?"

„Ja, sie sagte so — Anton.“

Anna war aufgestanden, lehnte sich an den Mann.

„Anton — du — laß uns doch hier bleiben!"

Der machte sich frei. Schroff: „Nein!" Das Mädchen hatte die Finger verkrampft, so fest, daß die Knöchel weiß hervortraten.

„Ich kann das heut' noch nicht versprechen, Anton. Mir will's nicht ein, daß ich aus der Heimat weg soll. Und — du sagst, die Hanna wär' nicht so eine Zauderliese wie ich — und vielleicht paßte die Hanna besser zu dir — und zu dem Urwald —“

Der junge Bauer sah sein Mädchen an. Sein Blick ging über die schmale Gestalt, das feine und zarte Gesichtchen, aus dem die blauen Augen ihn so bang ansahen. Seine Hand legte sich einen Augenblick auf das blonde Haar. Und während er das tat, stieg vor seinem Auge das andere Mädchenbild auf — groß, stark, dunkel — Hanna Brand.

Endlich sprach er. Schwer — langsam — ganz anders, als es sonst seine Art war: „Und das ist dein Ernst, Anna — was du da sagst — daß die Hanna? — ach —“

Er stürmte hinaus — hörte nicht mehr den Ruf des Mädchens: „Anton — hör doch, Anton! — laß uns hier bleiben! Lieber — ach, er hört ja nicht mehr — er läuft fort —“

Sie stand am Fenster, lehnte den Kopf an die Scheibe und wußte doch in allem Weh ganz klar — sie konnte das nicht, konnte nicht aus der Heimat gehen — und wußte wohl selbst nicht, daß sie leise vor sich hin sprach: „— Ob wohl der Georg wirklich mitgeht —?"

\*

Wochen waren seitdem vergangen.

Georg ist herumgefahren und hat sich die verschiedenen neuen Siedlungen in Deutschland angesehen. Und während Anton nur den einen Weg verfolgt, auszuwandern — und doch in dieser Zeit seltsam ernst und schweigsam geworden ist — hat Georg, sich viele Gedanken durch den Kopf gehen lassen.

Auch darüber hat er nachgedacht daß dieser Entschluß, den sie beide, Anton und er, fassen wollen — daß dieser Entschluß eigentlich nicht nur sie beide angeht, sondern auch die kommenden Geschlechter. Ihre Kinder, ihre Enkel. Sie können vielleicht hier in der Heimat neue Wurzeln schlagen — sie können aber auch in einem fremden Land die Verbindung mit der Heimat verlieren, und damit ihr Deutschtum.

Heute kamen beide Brüder vom Feld heim. Der ältere wollte jetzt Klarheit schaffen.

„Du warst doch jetzt öfter bei den Brands drüben, Anton — hast von der Hanna was erfahren können, wie es dem Bruder drüben geht — und — ja — bist denn nun entschlossen, wo du hin willst?"

„Ja. Ich weiß jetzt, wohin ich auswandere. Und daß ich noch nicht darüber sprach, ja, Bruder — das — aber ich weiß ja — du bleibst also hier, Georg?"

„Ich bleibe hier, Anton. Ich weiß, daß man sich auch hier in Deutschland eine neue Heimat schaffen kann. Aber was ist denn mit dir und Anna? Sie läßt sich nicht mehr bei uns sehen?"

„Aus!"

„Anton — Bruder — red doch keinen Unsinn!"

„Ist kein Unsinn. Und ich bin ihr auch gar nicht gram, der Anna, daß sie nun doch nicht mit will. Vielleicht wär' das Leben draußen auch wirklich nichts für sie. Ist schon besser so —“

„Daß du nicht der Anna wegen hier bleibst, Anton — das begreif' ich nicht!"

„Ich kann nicht! Ich muß 'raus! Muß in die Welt! Ich kann auch der Anna wegen nicht hier bleiben.“ Und in einem ganz anderen Ton jetzt — gleichsam schon Vergangenes beiseite schiebend: „Du — und die Hanna hat mir von dem Leben da bei ihrem Bruder erzählt — Mensch, Georg — fünfhundert Morgen hat der und Viehherden — und jetzt hat er noch eine neue Tabakpflanzung angelegt und baut große Tabakshuppen — Herrgott, Georg — muß das ein Arbeiten sein!" Er blieb stehen — tief atmend —

„Nein, Bruder — da gib't's jetzt nichts mehr zu ändern. Ich geh' raus, und bald. Zu dem Brand nach Argentinien. Der weiß Bescheid — ich kann zuerst bei ihm unterkommen — kann mir in Ruhe etwas suchen —“

Nach einer Pause dann: „Und — ja — ich fahr' mit der Hanna zusammen 'rüber — sie will ja auch wieder zum Bruder nach Argentinien —“

„Mit der Hanna fährst du?"

Georg blieb überrascht stehen, sah den Bruder an. Aber als der weiterging, setzte auch er den Weg fort. Und der jüngere sprach nun auch wieder — zögernd — und doch innerlich stark berührt: „Und Georg — die Anna — wir werden uns ja nun nicht mehr sprechen — gehen uns ja aus dem Wege, die Anna und ich — die grüßt du noch von mir. Und sagst ihr, es wär' schon besser so —“

„Ja, Anton — ich will ihr das wohl ausrichten.“

„Und Georg — wenn du dann hier in Deutschland siedelst, vielleicht, Georg — ihr habt euch ja immer schon gut verstanden — die Anna und du —“

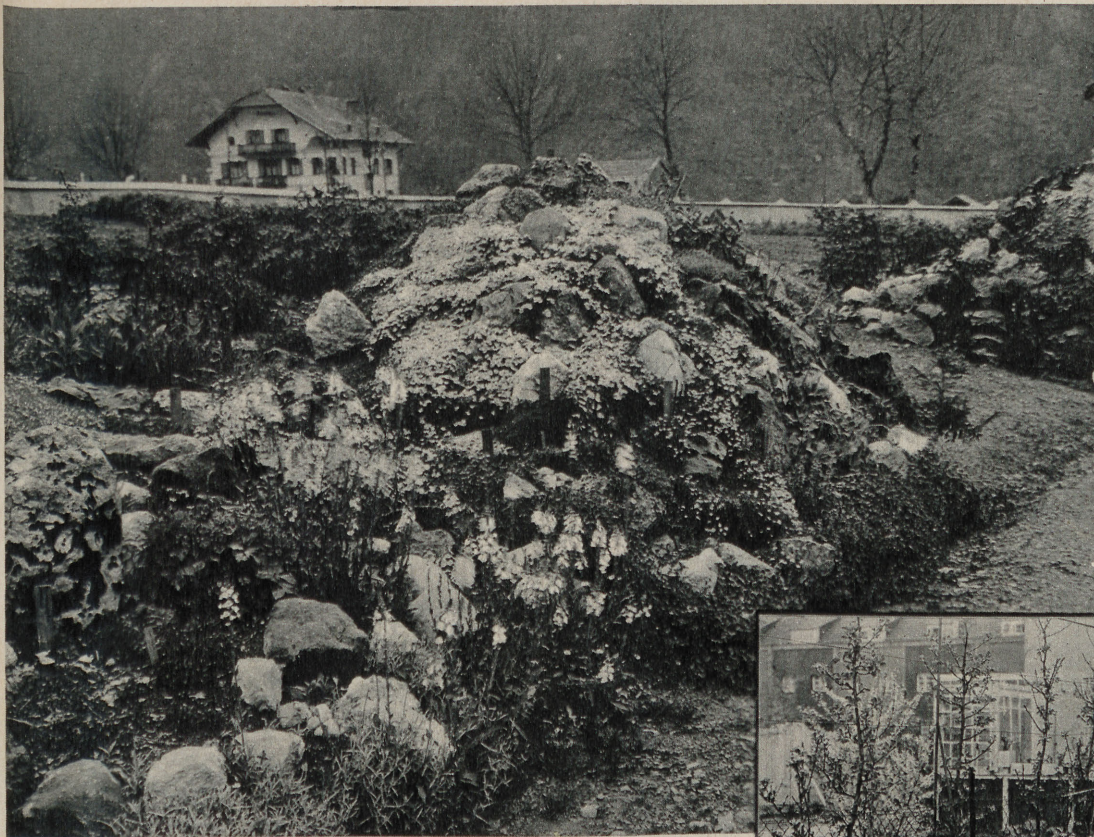
Abwehrend hob Georg die breite Hand.

„Ich will sie grüßen, die Anna — will ihr das ausrichten von dir Anton — aber alles andere — man soll über so was nicht reden — —“



# Der Steingarten

Von Ida Schulze



Aufnahme Gartenschönheit

Ein Steingärtchen ist das Entzücken und der Wunsch jedes Blumenfreundes. Auf kleinem Raum lassen sich hier Stauden in einer Fülle und Mannigfaltigkeit ziehen, wie es auf einem Formbeet nicht möglich ist; große und kleine nebeneinander, kriechende, buschige und hängende, Rispen, die schlank und steil wie Kerzen stehen, und grüne Polster, die schleierzarte, kleine Blüten treiben. Die Anlage ist verhältnismäßig einfach, und wenn Natursteine zur Verfügung stehen und man sich die Pflanzen selber zieht, auch nicht teuer. Später erfordert sie keine neuen Kosten und wenig Arbeit. Es ist auch ein Irrtum, daß ein Steingarten durchaus Träger einer alpinen Pflanzenwelt sein müsse — im Gegenteil, wer ihn nicht als Sammelplatz seltener Arten haben will, hat mehr Freude daran, wenn er ihn mit solchen Stauden bepflanzt, denen Lage und Boden zusagen und die reich und lange blühen. Bei den meisten ist zweite Blüte zu erzielen, wenn die erste vor der Samenbildung abgeschnitten wird. Überhaupt, reift der Samen aus, entwickelt sich die Pflanze als Blütenträger fürs nächste Jahr schwach; manche — Bartnelken zum Beispiel — gehen sichtbar zurück.

Es eignet sich fast jeder sonnige bis halbschattige Platz, oft der am besten, mit dem sonst nichts anzufangen ist: ein schmaler Streifen, eine Böschung, das Ende eines Weges, der auf Hecke oder Mauer hin verläuft, ein toter Winkel, den eine vorspringende Treppe schafft. Oft weist der Zufall auf die richtige Stelle, an die kein Mensch gedacht hätte, wenn der dort lagernde Bau- schutt nicht aus Mangel an Zeit und Arbeitskräften liegengeblieben wäre! Er hat schon mehrmals den Gedanken an einen Steingarten geweckt und ist — buchstäblich — seine Grundlage geworden. Nach dem Aufbringen von Erde wird er terrassenartig gestaltet, der Abstieg der mehr oder weniger regelmäßigen Stufen wird durch hochgestellte Steine gestützt. Eine Böschung fordert solche Abstufung geradezu heraus. Für einen Treppenwinkel muß Erde bis etwa fünfzig Zentimeter unter dem obersten Absatz aufgebracht werden. Verläuft der kleine Berg ziemlich schräg, täuschen größere und kleinere Steine, die in unregelmäßigen Abständen, mal einer, mal zwei bis drei nebeneinander in das Feld hineingestellt werden, Abstufung vor. Die Natur gibt dafür Anschauungsunterricht! Eine nicht zu eng gefügte Steinfassung grenzt die Anlage gegen den Weg und wird zum reizvollen Abschluß: in die gut handbreiten Lücken zwischen den Steinen werden abwechselnd weiße Schleifenblume, Hornveilchen, gelber Verchensporn, blaue Alpenaster, Sonnenröschen, gefüllte Gänsekresse, Feder- und

Alpennelken gepflanzt, die ihren steinernen Schutz und Halt bald überwuchern und verdecken. Die wirkliche oder durch Steinsetzung vorgetäuschte Stufenanlage ermöglicht es, hohe und niedrige Stauden nebeneinander zu stellen, ohne daß das Kleinvolk unter Druck gerät. Man muß in der Natur Umschau halten, wie Ehrenpreis neben Königskerze, Sternmiere zwischen Farnkraut wächst, und doch jedes teilhat an Licht und Luft. Blätter und Blüten verbergen das Erdreich in Wiese und Feld — ein Jahr nach der Pflanzung soll auch im Steingärtchen kein Braum mehr sichtbar sein.

Auch Steine werden „gepflanzt“, sollen sie für die Dauer feststehen. Ihrer Dicke entsprechend, wird eine Furche von wenigstens Spatenstichtiefe ausgehoben. Kleine Steine füllen die Hohlräume zwischen Fassung und Erdreich. Die beiderseits herangezogene Erde wird stark überbraust, damit die Packung (die kleinen Steine) eingeschlammmt werden. Nach einigen Tagen wird nochmals Erde herangezogen und festgestampft.

Ein Streifen, in gleicher Ebene mit dem Weg liegend, wird mit nur wenig über den Grund ragenden, flachgelegten Steinen, besser mit Platten gefaßt, die ebenfalls nicht eng aneinander gerückt werden. In den Zwischenräumen sollen Sedum- und Steinbrecharten, Felsennelke und Veronika wachsen. Die Mitte bleibt für große, dekorative Stauden: Rittersporn und Goldrute, Eisenhut und Schafgarbe, Mohn, Margareten- und Flockenblume, Pyrethrum und korallenroten Bartfaden. Als Spätblüher: Herbstastern und Rudbeckiaarten, den entzückenden Purpurstrahl nicht zu vergessen. Als späteste: die sogenannte perennierende Sonnenblume, die aber stark wuchert. Weiße und blaue oder rosa Lupinen, links und rechts in den Vordergrund gestellt, wirken beson-





Aufnahme Gartenschönheit

ders bei Stufenanlage wie Kerzen vor einem Heiligtum.

Für halbschattige Lage eignen sich: Funkien, Farne, Bandgras, Trollblume, Sedumarten, Statice, Purpurglöckchen, Astilbe und als Frühblüher: Primelarten, Taglilie (*Hemerocallis*), Akelei (*vulgaris*). Vor allem aber Fingerhut in Weiß, Rosa, Rot und Gelb; letzterer gedeiht nicht überall sicher.

Ungeahnt reizvoll läßt sich der Platz um einen Springbrunnen gestalten, den eine Hecke aus Liguster oder Mahonie grenzt.

Die Anlage ist aus der Skizze ersichtlich. Hier kommt es darauf an, Blumenarten als Farbflecken nebeneinander zu stellen: blauer Salbei und Lavendel, langgepornte, zartfarbige Akelei, weiße

Vilien und blaue, rosa und weiße Glockenblumen, Iris in allen Farben und Schattierungen, weißer, gelber und roter Isländmohn und am Rand weiße Federnelken und lachsfarbene Bartnelken — keine Handbreite Erde darf sichtbar sein.

Mit Ausnahme der Zwiebel- und Knollengewächse, die durch Teilung vermehrt werden, lassen sich alle genannten Blumen mit Erfolg aus Samen ziehen, in Kästen oder Saatbeet. Während der Keimzeit mit Tannenzweigen zu decken, als Bodenschutz zum Halten der Feuchtigkeit und gegen Sonnenbrand. Staubfeiner Samen wird meist nicht mit Erde, sondern mit dünner Moosschicht bedeckt, sie verhütet nebenbei das Abschwemmen des Samens beim Begießen. Praktisch ist der billige kleine verstellbare Samenstreuer; unregelmäßige und zu dichte Ausfaat ist dabei fast unmöglich. In Ermangelung wird feiner Samen mit etwas trockenem weißen Sand gemischt, auch damit läßt sich zu dichtes Säen vermeiden. Aus der kleinsten erhältlichen Menge, der „Prise“, lassen sich viele, viele Pflanzen ziehen. Zuletzt soll noch auf den „Mauergarten“ hingewiesen werden. Er ist eigentlich nichts anderes als eine große, meterbreite Blumentrippe und erdacht, um einem kahlen Hofraum oder sonst

einer Ecke, die anders nicht bepflanzt werden kann, ein wenig Leben und Farbenfreude zu geben. Das Material — Backsteine — liegt nach baulichen Veränderungen oft im Überfluß, störend und nutzlos umher und kann hier auf glückliche Art verwendet werden. Der Mauergarten findet, je nach Belichtung, sich einfügend in die Ecke eines Hofes oder als Rund oder Viereck in dessen Mitte Platz. Er wird dreiviertel bis ein Meter hoch wie ein Frühbeet aufgemauert; am Grunde sind Abzugsrinnen zu lassen. Den Grund deckt eine Schicht aus Steinbrocken, damit die Erde nicht verschlammte. Bepflanzung wie bei Balkonkästen gebräuchlich.

# Fernweh

Von Dr. Ilse Brugger-Masbach

Über die deutschen Straßen zieht der Zug der Heimatlosen, durch Kälte und Wärme, in Regen und Schnee, immerzu, ein unzählbar großes Heer, meist in Lumpen, mit hungerndem Magen und dennoch erfüllt mit irgendeiner Sehnsucht, einer leisen Hoffnung, einem unvorgestellten und doch bang gesuchten Ziel entgegen, heute, morgen, übermorgen und immer so weiter. Ewig deutsches Schicksal, wie es sich in allen Jahrhunderten erfüllte und immer den gleichen Inhalt hatte, mochte es sich auch verschieden äußern.

So sprach es mit unbeholtenem Mund früheste Dichtung aus:

„Je dir nach sihe, ic dir nach sendi  
mit minen funf fingirin funvi undi funfzic engli . . .“

als Segen über den in die Ferne Strebenden. So sang und klang es durch das deutsche Mittelalter: „Nach Ostland wollen wir reiten“, und so erfüllte sich andererseits deutsches Schicksal im Süden, verbrannten deutsche Kräfte in den Tiefen Italiens. So zog Parzival, der reine Tor, hinaus in die lockende Welt, fort von Liebe und Treue als sicherem Besitz, in eine unbekannte Ferne, hinter der die Mysterien des heiligen Grals noch unerkannt aufleuchteten. So verließ Oswald von Wolkenstein, der Tiroler Minnesänger, als junger Bursch mit seinen sieben Pfennigen die Bergheimat, um teilzuhaben an allem lockend Bunten, das die Fremde bot. Und so geht immer weiter der Zug durch die Jahrhunderte, ein Abbild deutscher Sehnsucht, die sich nicht am Sicherem, Gefügten genügen läßt, die ewig nach der „blauen Blume“ sucht. In der Form mag uns das Fernweh vergangener Zeit fremd anmuten, zu sehr der Wirklichkeit entfernt, vielleicht dem heutigen Geschmack nach nicht klaräugig und gradlinig genug. Aber dem Inhalt nach ist es dasselbe geblieben, was es immer war.

Wir sind heute ein armes Volk, und dennoch ist es so, daß

der Deutsche wohl am meisten reist, daß sich unsere wandernde Jugend Länder erobert; besonders handelt es sich hier um die romanischen Länder, denen solche Form des Reisens mit Rucksack und Wanderschuh noch völlig fremd ist.

Dieses Fernweh äußert sich einmal in der Sehnsucht nach allem Fremden schlechthin, in diesem — leider muß man oft sagen, — festgefügtten Glauben daran, daß alles, was anders, auch schon besser sei. Enger begrenzt ist oft schon das Fernweh des Städters, dem alles Ferne heißt, was weiten Himmel hat und Wiese und Wald und Dorf und Tier. Nun, da die Stadt immer bedrängender und allmächtiger wird mit ihrem Ruch von Ruß und Stein und Menschenmengen, orgelt in Millionen von Menschenherzen wieder das sehnsüchtige Lied nach Natur. Mit wie wenig der Städter zufrieden ist, zeigt sein Sonntag, der erfüllt ist vom Herausdrängen der Massen, um ein wenig Grün, ein wenig freiere Luft zu erhaschen.

Fernweh entspricht aber der Einstellung des modernen Menschen überhaupt. Schon bei den Kindern fängt es an. Da waren jene kleinen Mädchen, die einen Schulaufsatz schrieben über ihre Zukunft, wie sie sich diese wohl denken. Da war einmal überall die Rede von Viel-Geld-verdienen, außerdem aber spielte das Reisen die allergrößte Rolle. Ferne, Fremde, das waren Begriffe von magischer Anziehungskraft. Solche Interessen werden ja auch durch Rundfunk und Kino nur allzusehr gefördert. Es kommen dazu alle die Einflüsse der Jugendbewegung, die das Jugendwandern auf ihren Schild hob und bei viel Gutem und Wertvollem für den heranwachsenden Menschen doch auch entscheidende Fehler entstehen ließ. Gewiß, Wandern ist gut, es stärkt, es kann inneren Reichtum geben, wo es richtig betrieben wird. Aber gerade der junge Mensch benötigt für seine ganze Entwicklung zunächst einmal das



Sineinwachsen, das Wurzelfassen. Er muß zunächst einmal seine nächste Umwelt als ein Bleibendes erobern, ehe ihm die Ferne auch wirklich ihre Schätze entschleiern kann. Und bei diesem immer weiter Hinausdrängen muß sich doch manches Bedenken aufstun. Wird nicht in dem jungen Menschen eine Erwartung festgesetzt, ein Denken, daß es auch später immer so weiter gehen müßte, während die für die meisten so harte Zukunft zunächst nicht Möglichkeiten und Mittel bietet, dem Drang in die Ferne auch nur noch im geringsten Genüge zu leisten? Schließlich, wandern kann man auch in der nächsten Umgebung, kann hier Schönheit dankbar und beglückt erleben lernen. Denn es wird zu leicht immer wieder vergessen, daß selbst die geringen Summen, mit denen unseren Kindern heute weite Reisen z. B. von der Schule oder Verbänden aus ermöglicht werden, doch oft bei weitem die finanzielle Leistungskraft der Eltern übersteigen, daß aber andererseits das entschiedene: „Nein“ von daheim Kinderherzen verbittert und schwermütig machen kann, mehr als es notwendig wäre. Und es ist die Frage, ob es richtig ist, daß Eltern und Kinder kein Fest mehr gemeinsam feiern, weil jedesmal die Ferien zum Wandern benutzt werden. Vom rein Seelischen aus wäre auch noch zu bedenken, daß alle Fülle, die die Ferne bietet, auch verschwendet werden kann, nicht aus bösem Willen, aber weil einfach die inneren Aufnahmeorgane, die Fähigkeit zum starken und nachhaltigen Erleben noch nicht genügend ausgereift sind. Das ist aber nur eine neue Verstärkung unseres Zeit Übels, der Oberflächlichkeit.

Auch beim Erwachsenen sind die Wurzeln des Fernwehs ähnliche wie beim Kind, nur noch in verstärkter Form.

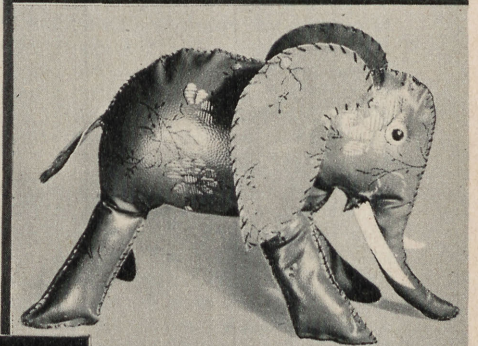
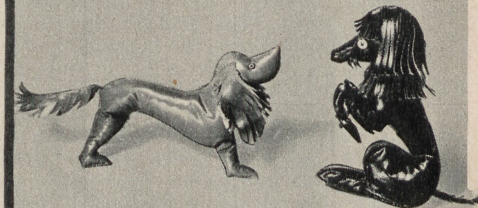
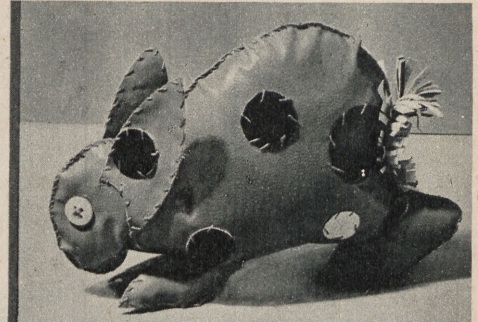
Landstreicher hat es zu allen Zeiten gegeben. Und hinter ihrem zerlumpten, arm-seligen Außern steckte meist ein seltsam irrationaler Zug, der neben Arbeits-scheu und ähnlichem doch immer wieder das Fernweh barg, die innere Unmöglichkeit, sich von dem seltsam Lockenden der in die Welt führenden Landstraße zu trennen. Tatsächlich waren und sind sie gescheiterte Existenzen, die eine wirkliche Einordnung ins tägliche Leben nicht mehr finden können und denen meist Stück für Stück ihres Lebens unter den Händen zerbricht, denen sich zum Fernweh quälend und fast immer unerfüllbar das Heimweh gesellt. Die mit ihren blutigen Füßen und ihren ausgemergelten Gestalten etwas vom Fluch an sich tragen, der über Ahasver, dem Ewigen Juden, lag. Immer wieder, auf allen Seiten, von denen wir das Fernweh und seine Auswirkung betrachten, springt uns auch ein wenig von jenem Fluch entgegen, der Ahasver zum Wandern verdammt.

„Und die das Dorf verlassen, wandern lang,  
und viele sterben vielleicht unterwegs.“

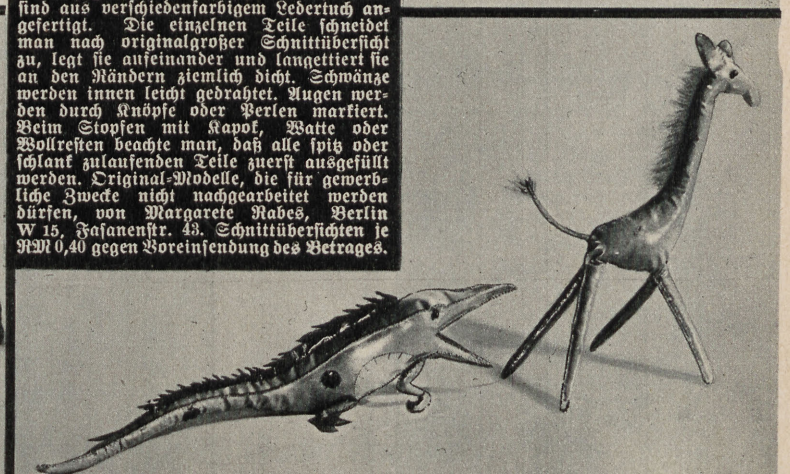
(Hainer Maria Rilke. Aus dem Stundenbuch.)

Aber nicht diese traditionellen Landstreicher machen die Zahl von etwa 500 000 Menschen aus, die heute unsere Landstraßen bevölkern, zu Fuß, mit dem Rad, mit armen Schuhkartonen, die ein paar Habseligkeiten bergen, manchmal allein, meist in Gruppen, zu zweit oder dritt wenigstens. Es ist die Arbeitslosigkeit, die auf die Landstraße wirft; Alte und Junge, die nicht versinken möchten in der Qual ihrer untätigen Tage, in dem Schmutz und der Enge der Großstadt, die hinaus wandern, die sich ihre Heimat erwandern als einen bleibenden Besitz, Kilometer um Kilometer. Sie wollen nicht immer auf der Straße bleiben, sie sehnen sich zurück in die geordneten Verhältnisse eines arbeitenden Lebens. Aber sie wollen diese Wochen, Monate und Jahre ausfüllen, die sie von den kleinsten Lebenssicherheiten trennen. Nur wenigen wird es so eigenartig glücklich gehen wie jenen jungen Menschen, von denen die Zeitungsnotiz sprach: die sich aufgemacht hatten, um Arbeit zu suchen, die monatelang umherzogen und deren weiter, zurückgelegter Weg doch keinen Erfolg hatte. Nirgends fanden sie Arbeit. Bis sie endlich mutlos und enttäuscht nach Hause zurückkehrten, um dort . . . nun tatsächlich Arbeit zu finden.

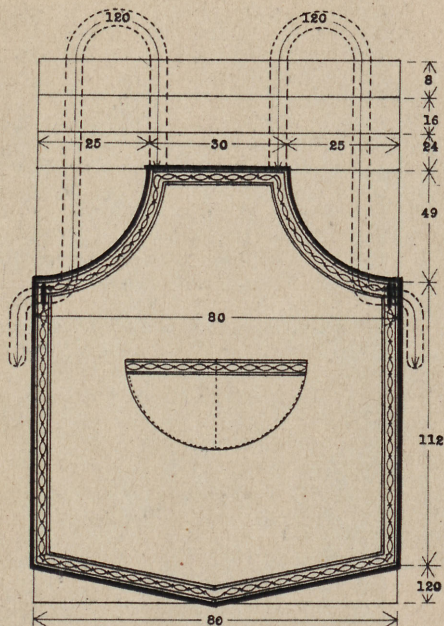
Sicher ist, daß viel wertvolle deutsche Kraft heute über die Landstraßen zieht, schwer beladen mit einem harten Schicksal, beraubt allen festen Haltes und doch beseelt von dem einen starken Willen, nicht unterzugehen. Aber . . . wir dürfen sie nicht zu lange da draußen lassen, es darf auch unsere Kultur nicht schon in den Jüngsten und Ungefestigten als einziges ein brennendes Fernweh erregen. Denn sie „wandern lang, und viele sterben vielleicht unterwegs“.



Die hygienischen, abwaschbaren Spieltiere sind aus verschiedenfarbigem Lederluch angefertigt. Die einzelnen Teile schneidet man nach originalgroßer Schnittübersicht zu, legt sie aufeinander und langettiert sie an den Rändern ziemlich dicht. Schwänze werden innen leicht gedreht. Augen werden durch Knöpfe oder Perlen markiert. Beim Stopfen mit Kapot, Watte oder Wolle ist zu beachten, daß alle spitzen oder schlangenzuförmigen Teile zuerst ausgefüllt werden. Original-Modelle, die für gewerbliche Zwecke nicht nachgearbeitet werden dürfen, von Margarete Rabes, Berlin W 15, Rajanenstr. 43. Schnittübersichten je RM 0,40 gegen Voreinsendung des Betrages.







### Einfache Gartenschürze

Aus 80 cm einfarbigem Stoff von 120 cm Breite läßt sich eine sehr billige Schürze nach dem hier gezeigten Schnittmuster nähen. Die unter den Armen fortfallenden Teile werden als Tasche vorn aufgesetzt. Diese Tasche erweist sich in der Praxis als sehr nützlich zum Verschwindenlassen von Topflappen, Garteninstrumenten usw. Bei dieser Art der Aufbewahrung kann die Arbeitende nichts verlegen und hat bei Bedarf alles wieder sofort zur Hand. Die Rundungen unter dem Arm werden mit Schrägstreifen, die sich aus den unten an der Schürze fortzuschneidenden Stücken ergeben, besetzt. Aus dem Stoffrest von 24 cm Breite schneidet man je 3 Längen von 8 cm Breite und 80 cm Länge, setzt diese zusammen und erhält 2 Bindebänder von 120 cm Länge. Die Schürze wird etwa 3 cm breit umsäumt, so daß sich eine kräftige Kante ergibt. Zum Durchziehen der Träger, die hinten geknüpft werden, näht man in den breiten Saum etwa 3 bis 4 cm hohe Knopflöcher.

Will man die Schürze nun noch recht hübsch haben, so spült man die feinste Nummer Perl garn in beliebiger Farbe auf und steppt im Maschinenstich auf der linken Seite der Schürze ein fortlaufendes Muster, das man mittels Lineal, rundem Geldstück und weißem Farbstift leicht selbst entwerfen kann. Das Perl garn braucht aber nur in der Spule des Schiffchens zu sein.

### Im Wartezimmer des Arztes

soll man es vermeiden, anderen Patienten von seinen Leiden zu erzählen. Man trifft da fast immer Leute, die breit und ohne Delikatesse von ihren Leiden berichten, und oft zu Leuten, die sie nie vorher gesehen haben. Es ist haarsträubend, was da oft an Unzweideutigkeit und Unappetitlichkeit herauskommt. Daß solche Erzählungen auf andere Patienten sehr aufregend wirken können, daß sie Furcht vor der ihrer wartenden Untersuchung erwecken, daß sie eine sehr nachteilige Vorbereitung für den Besuch beim Arzte sein müssen, kommt den Erzählern nicht zum Bewußtsein. Es ist das eine Rücksichtslosigkeit, die nebenher sehr mangelhafte Umgangsformen verrät.



Hängerkleid aus geblütem Kretonne mit kleiner bunter Kragenpasse

Kinderstrandanzug aus buntgemustertem deutschem Chintz mit rückwärtigem tiefem Trägerschnitt



Flotte Hausweste mit seitlichem Verschuß und großen Knebelknöpfen. Modelle: Christian Dierig  
Aufnahmen: Becker & Maaß



Zeichnung von Johanna Lahndt

Bademantel mit Badetasche. Der hübsche Mantel ist mit Frotté gefüttert. Modell: Textil- u. Modestudio, Potsdam



# Bedrückter Kretonne

hübsch  
und  
praktisch

Unten: Zu dem Gartenkleid wurde flott kariertes Kretonne verwandt, dazu eine spitze Passe aus gleichem Material und einfache weiße Pikeeaufschläge

Unten rechts: Praktisches blau-weiß kariertes Wochenendkleid mit Falbeln an Ärmeln und an der Taille  
Modelle: Rudolph Karstadt  
Aufnahmen: Cläre Sonderhoff



Kleidsamer Haus- und Strandanzug aus buntgemustertem deutschen Chintz mit jakkenartiger Bluse, breitem Kragen u. Kordelaufputz



## Die Wäscheleine

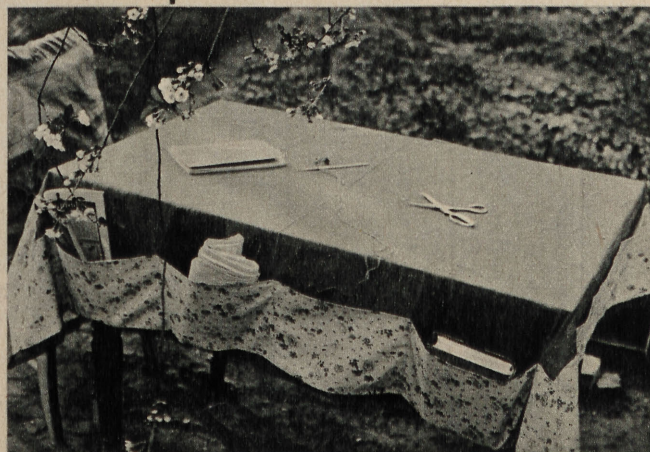
Nur allzu leicht bildet sich an Wäscheleinen Schimmel, weil die Leinen des häufigen Gebrauchs wegen nicht immer restlos trocknen können, was besonders im Winter der Fall ist. Vielfach wird die Leine ausgekocht, um die Pilze abzutöten; dies Verfahren führt aber nicht zum Ziel. Am besten legt man die Leine mehrere Stunden in Kalkmilch und bürstet sie dann in immer wieder frischem warmen Wasser gründlich nach. Danach folgt ein sorgfältiges Austrocknen in der Sonne während mehrerer Tage; es empfiehlt sich im Winter, die Leine nicht über dem Herd, sondern in einem lufttrocknen Zimmer aufzuhängen, da sonst die aufsteigenden Küchendünste zu neuen Schimmelpilzfruchtungen Anlaß geben.

## Beim Wiegen von Kräutern

dringt sehr oft der grüne Kräutersaft in das Holzbrett ein, und die Hausfrau hat die größte Mühe bei der Reinigung. Man vermeidet das Eindringen des grünen Farbstoffes, wenn man die Brettchen vorher mit kaltem Wasser überspült und gleich nach dem Gebrauch wieder säubert und trocknet.

## Die praktische Gartendecke

Wenn die Familie in der Laube oder der Veranda versammelt ist, häuft sich oft auf dem Tisch ein Mischmasch aus Näh- und Spielzeug, Zeitungen und Büchern an. Die Tischoberfläche bietet dann zwar einen bewegten, aber wenig ordentlichen Anblick dar. Wird schließlich noch eine Mahlzeit eingenommen, so ist es im Freien schwierig, alles schnell und ordentlich fortzuräumen. Wie wäre es mit einer waschbaren Tischdecke, die ringsherum mit Taschen versehen ist? Sie ist sehr leicht und schnell herzustellen. Für die Taschen können wir sogar allerhand buntfarbige Reste verwenden, so daß uns eine solche Decke bestimmt nicht viel kostet. Auf der Rückseite bringen wir noch an jeder Ecke Bindebänder an, um die Decke an den Tischbeinen festzubinden. Auf diese Weise behält sie das Gleichgewicht, auch wenn auf einer Seite ein besonders schwerer Gegenstand in eine Tasche gesteckt wird. Sie rutscht dann auch nicht, wenn die Kleinen mal daran zerren. Bei einer solchen mit Taschen versehenen Tischdecke kann die Hausfrau auch ruhig den Gartenplatz verlassen, ohne befürchten zu müssen, daß z.B. ihre Schnitte in alle Winde wehen. Eine Taschentischdecke ist auch hübsch und praktisch für einen Invaliden.





## Des Essen ist angebrannt — was nun?

Sehr stark angebrannte Speisen lassen sich ebensowenig wieder genießbar machen wie verbrannte. Handelt es sich um ein Anbrennen geringeren Grades, das zwar ebenfalls den unangenehm brenzlichen Geschmack erzeugt, aber die Hauptmasse der Speise selbst nicht verändert, so schütte man das Essen vor allem sofort in einen anderen, kalt ausgespülten Kochtopf, ohne von dem festgesetzten Bodensatz etwas mitzunehmen. Sodann stelle man den gefüllten Topf in ein größeres Gefäß mit kaltem Wasser und bedecke ihn mit einem feuchten Leinentuch, dessen vier Zipfel in das Wasser ragen. Es dauert nicht lange, dann ist der unangenehme Geschmack und Geruch verschwunden.

### Die Vorbereitung der Morcheln

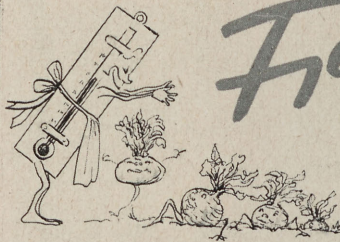
besteht in der Hauptsache aus dem sorgfältigen Waschen im Sieb und dem Abkochen, um das Helvellagift unschädlich zu machen. Die gut gewaschenen Morcheln, denen man den Sandfuß abgeschnitten hat, setzt man mit kaltem Wasser auf das Feuer und gießt das Wasser sofort ab, wenn es aufkochend gehörig schäumt. Dieser Schaum muß noch abgespült werden, wenn er beim Abgießen nicht völlig entfernt wurde. Erst dann kann man sicher sein, keine Beschwerden nach dem Genuß der köstlichen Pilze zu bekommen.

### Nagelpflege

Die wenigsten Menschen wissen, daß ein allzu häufiges Polieren die Nägel nur brüchig macht. Die Nagelecken sollen nicht zu tief, sondern möglichst quadratisch geschnitten sein, damit sie nicht einwachsen können, was vor allem für die Fußnägel gilt. Nagelreiniger dürfen niemals aus Metall, sondern aus Knochen, Bein oder nicht zu hartem Holz sein. Die innere Nagelwand wird durch das Metall so stark eingeritzt, daß sich dort der Schmutz erst recht ansetzt und sich mit der Zeit immer schwerer entfernen läßt. Das Nagelhäutchen soll nie mit der Schere bearbeitet werden; nur allzu leicht können winzige Verletzungen der Auftakt zu schmerzhaften Entzündungen sein. Nach Erweichen in warmem Wasser läßt sich das Häutchen mit einem stumpfen Instrument leicht zurückschieben.

### Die Pflege des Klaviers

Mit dem tagtäglichen Abstauben des Klaviers von außen ist es nicht getan. Ein solches Instrument verlangt von Zeit zu Zeit eine sehr gründliche Reinigung von innen. Die Konstruktion des Flügels ist dazu eher geeignet, als die des Klaviers. Zuerst wird mit einem feinen Pinsel der angesammelte Schmutz aus allen Fugen und Ritzen entfernt; Knarren die Pedale, dann hebt man die untere Platte ab und bestreicht die Holz-fugen mit etwas weichem Fett (ja kein Öl!). Durch längeren Luftabschluß werden die Tasten leicht gelb; sie müssen mit einem weichen Schwämmchen, das in Essig oder Spiritus getaucht wurde, abgewaschen werden. Die unter den Saiten befindlichen Filzunterlagen müssen genaustens auf Mottengefahr hin untersucht werden und nötigenfalls mit entsprechendem Pulver behandelt werden. Zum Schluß sei noch darauf hingewiesen, daß man die Reinigung am besten im Anschluß an das Stimmen ausführt, denn es soll nicht vergessen werden, daß der Flügel ein empfindliches Möbelstück ist.

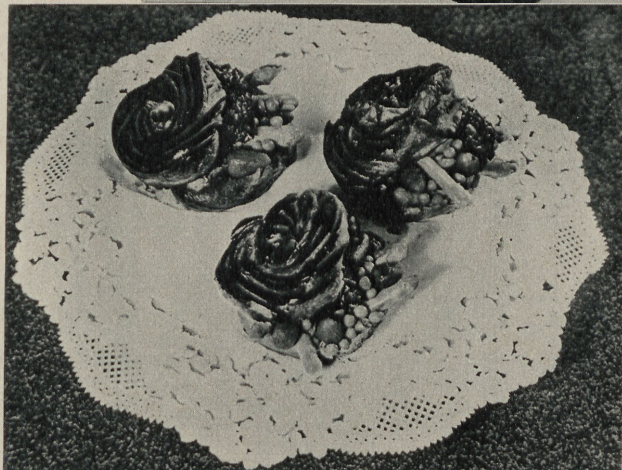


# Frühlings-

Frühlingsgerichte werden von allen Hausfrauen mit besonderer Liebe zubereitet. Erstens macht das Hantieren mit den zarten, jungen Gemüsen, den frischen, würzigen Kräutern an sich schon Vergnügen. Und zweitens freut sich der Körper nach der vitaminarmen Winterkost auf diese erfrischende Heilnahrung. Die Frühlingskräuter und -gemüse mit ihren blutreinigenden Eigenschaften und ihrem Überschuß an basischen Mineralstoffen stimmen den durch die schwere Winterkost meist verschlackten Körper in günstigster Weise um. Fleisch und Hülsenfrüchte können jetzt wieder durch frische Gemüse ersetzt werden, die man mit Butter und Sahne oder auch durch Eier mit Nährwerten anreichern kann. Milch, Butter und Eier sind im Frühling, wenn die Tiere wieder im Freien leben und reichlich Grünfütter bekommen, für unsere Gesundheit besonders wertvoll. Die Vitamine, welche die Tiere mit dem Futter aufnehmen, gehen in Milch, Butter und Eier über. Deshalb schränke man im Frühling den Fleischgenuß möglichst ein und verwende statt dessen diese dem Körper weit dienlicheren Nahrungsmittel.

Bei der Zubereitung beachte man: Langes Liegen der geputzten Gemüse im Wasser nimmt ihnen das Aroma. Grüner Salat, der zu lange im Wasser liegt, wird hart. Jeden Tag frisch einkaufen! Gemüse und Kräuter kauft man nicht auf Vorrat, um sie erst dann zu essen, wenn sie halb verwelkt sind. Junge Gemüse vertragen kein langes Herumstehen auf der Herdplatte. Eine Prise Zucker holt bei vielen Frühlingsgemüsen erst das volle Aroma heraus. Gewiegte grüne Kräuter erst im letzten Augenblick an Gemüse, Soßen und Suppen geben, nicht mitkochen lassen!

Zeichnungen von  
Elsie Grace



Überbackener Blumenkohl mit Morcheln. Ein schöner Blumenkohl wird fast gar gekocht. Ebenso frische Morcheln. Inzwischen hat man eine gute Cremesoße von Butter, Mehl, Milch, reichlich geriebenem Käse, Maggi und einem Ei bereitet. Den Blumenkohl legt man in eine gebutterte, feuerfeste Form und begießt ihn mit der dickflüssigen Tunke. Die Morcheln werden im Kranz darumgelegt und mit Butter des öfteren bepinselt. Im Ofen zu goldbrauner Farbe überbacken.

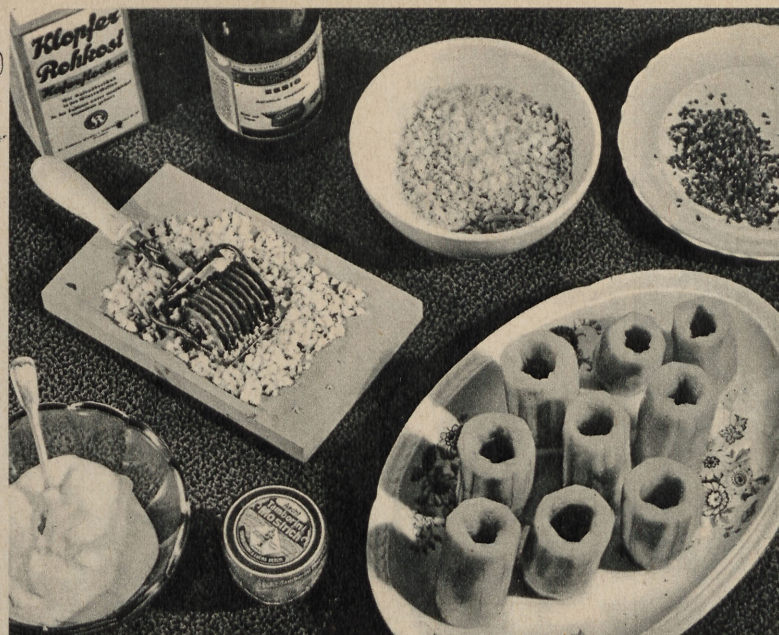
Windbeutel mit Frühgemüsen sehen sehr apart aus und machen sich in dieser Form sehr hübsch als Vor- oder Zwischengericht. Allerlei feine Frühlingsgemüse, wie Spargelköpfe, Morcheln, Schoten und kleine Karotten, werden in Butter gedünstet. Ungesüßte Windbeutel, die man sich am besten beim Bäcker besorgt, schneidet man auf und gibt in die untere Hälfte etwas sehr feine, dickflüssige holländische Soße. Dann füllt man die Gemüse recht zierlich hinein und legt die obere Windbeutelhälfte lose darauf.



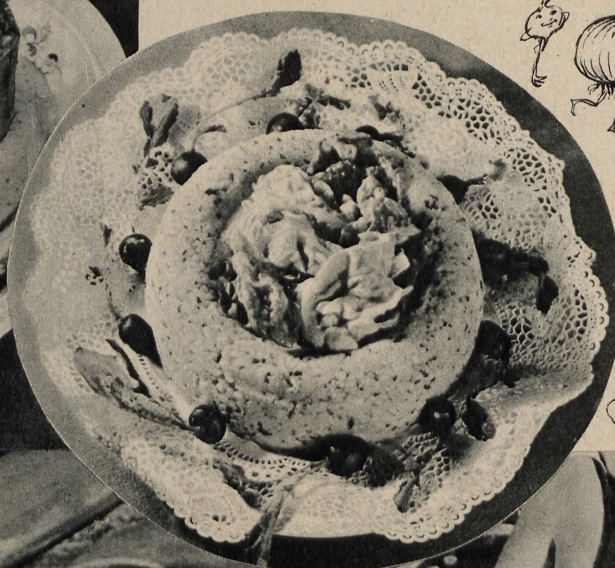
# gerichte



**Gefüllte Gurken auf neue Art.** Grüne Schlangengurken werden geschält, in 7 Zentimeter lange Stücke geschnitten und ausgehöhlt. (Kerne und alles Weiche herausnehmen, so daß nur festes Fleisch bleibt.) Vorher bereite man sich folgende Fülle: Für 2 Schlangengurken werden 4 hartgekochte Eier gebraucht, die man fein wiegt. Ebenso wiegt man allerlei grüne Kräuter. Eier und Kräuter vermischt man mit 2 Teelöffel feinem Tafelsenf, etwas Öl, Essig, Zucker, Salz, ein bißchen Sahne und 2 Eßlöffel Rohkost-Haferflocken. Die Masse muß gut feucht sein, ohne auseinanderzulaufen, und von angenehm pikantem Geschmack. Sie wird nun in die Gurken gefüllt, die man dann eine halbe Stunde stehen läßt, damit der würzige Geschmack sich den Gurken mitteilen kann. Inzwischen bereitet man eine Remouladensoße, die auch noch mit Kräutern gewürzt werden kann. Die Soße auf den Boden einer flachen Schüssel gießen und die Gurken hineinstellen. Ein Rohkostgericht, das auch Feinschmeckern munden wird.



Aufnahmen Cläre Sonderhoff



**Kräuter-Reis mit Kopfsalat.** Die erforderliche Menge Reis mit kaltem Wasser ansetzen, 15 Minuten kochen lassen und auf ein Sieb gießen. Mit Wasser und reichlich Butter langsam ausquellen lassen. Frisch geriebenen Parmesan- oder Schweizerkäse darangeben und dann erst salzen. Statt Käse kann man auch Eier nehmen, der Reis schmeckt dann zarter, während der Käse ihm einen kräftigeren Geschmack gibt. Zum Schluß gibt man eine Handvoll verschiedener gewiegtter Frühlingskräuter an den Reis, so daß er grün gesprenkelt aussieht. Er muß ziemlich fest sein, nicht zu breiig, damit er sich leicht stürzen läßt. Eine Ringform streicht man gut mit kalter Butter aus und füllt den Reis heiß hinein, läßt ihn 5 Minuten stehen und stürzt ihn auf eine bereitstehende Schüssel. In die Mitte füllt man den grünen Salat und garniert die hübsche Platte mit Radieschen. Etwas zerlassene Butter wird nebenher gereicht.

**Spinattaschen.** Abgezogene Pellkartoffeln werden durch die feidlöchrige Hackmaschine gedreht und zum Erkalten hingestellt. Junger Spinat wird verlesen, sehr gut gewaschen und zum gründlichen Abtropfen auf ein großes Sieb geschüttet. Um alles Wasser aus dem Spinat zu entfernen, drücke man ihn noch mit den Händen aus. Er wird nun auf einem großen Brett gewiegt und dann 10 Minuten mit Butter geschmort und leicht gesalzen. Inzwischen bereitet man den Teig für die Taschen. Die Kartoffeln werden mit 2 Eiern, Salz und mit so viel (aber nicht zu viel) Mehl verarbeitet,



daß der Teig sich dick ausrollen läßt. Mit einem Tassenkopf sticht man runde Formen aus; diese werden in der Mitte mit Spinat gefüllt, mit einer zweiten Teigform zugedeckt und an den Rändern angedrückt. Die Taschen in Butter schön braun braten.



# Von Bühne und Film



Joseph Schmidt, der beliebte Rundfunktenor, singt zum ersten Mal in dem Riofilm der Terra „Ein Lied geht um die Welt“ (Uraufführung im Ufa-Palast am Zoo in Berlin)



Schillers unvergänglicher „Wilhelm Tell“ bewies auch in der Neuinszenierung am Deutschen Theater in Berlin durch Carl Ludwig Achaz seine große dramatische Durchschlagskraft. Attila Hörbiger als Tell mit seinem Söhnchen

Rechts: Melchthal, Stauffacher und Walther Fürst schließen den Bund (von l. n. r.: Claus Clausen, Theodor Loos und Eduard von Winterstein)  
Aufnahmen: Scherl



Richard Ulrich als Katte in dem Stück „Preußengeist“ von Paul Ernst, das unter der Regie von Falkenberg in den Münchener Kammerspielen herauskam  
Aufnahmen Atelier Fuld

„Spiel um den Staat“, ein ins Zeitlose gehobenes Schauspiel des Südtiroler Dichters Josef Wenter, behandelt den Kampf eines nach Mussolini geformten Volksführers mit den Mächten des Königtums und der Kirche um die Herrschaft im Staate. Will Dohm als der Führer und Kurt Horwitz als König in der Erstaufführung an den Münchener Kammerspielen

Rechts: Die westdeutsche Erstaufführung von Berthold H. Withalms Volksschauspiel „Ostmark“ in Münster i. W. fand starken Widerhall bei Publikum und Presse  
Aufn.: Henke, Münster

